

Frankfurter Allgemeine

magazin

NOVEMBER 2017

**CHEFINNEN
DES
SCHMUCKS**

**LAGERFELD
GEGEN
WEINSTEIN**

**PARKOUR
AUF
SANTORIN**

**AUF TOUR
MIT DEN HOSEN**





PATEK PHILIPPE

GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in Deutschland
finden Sie auf patek.com

Aachen
Ulrich und Knorren, Büchel 32

Düsseldorf
Blome, Königsallee 30

Fürth
Kuhnle, Königstraße 141

Ingolstadt
Dührkoop, Rathausplatz 9

Köln
Gadebusch, Breite Straße 108

Mönchengladbach
Krebber, Hindenburgstraße 73

Mülheim an der Ruhr
Laerbusch, Düsseldorfer Straße 88

München
Bauer, Peter-Auzinger-Straße 11

Münster
Oeding-Erdel, Prinzipalmarkt 29

Oberstaufen
Hollfelder, Hugo-von-Königsegg-Str. 5

Osnabrück
Oeding-Erdel, Große Straße 52

Recklinghausen
Exner, Markt 7

Stuttgart
Kutter, Königstraße 46

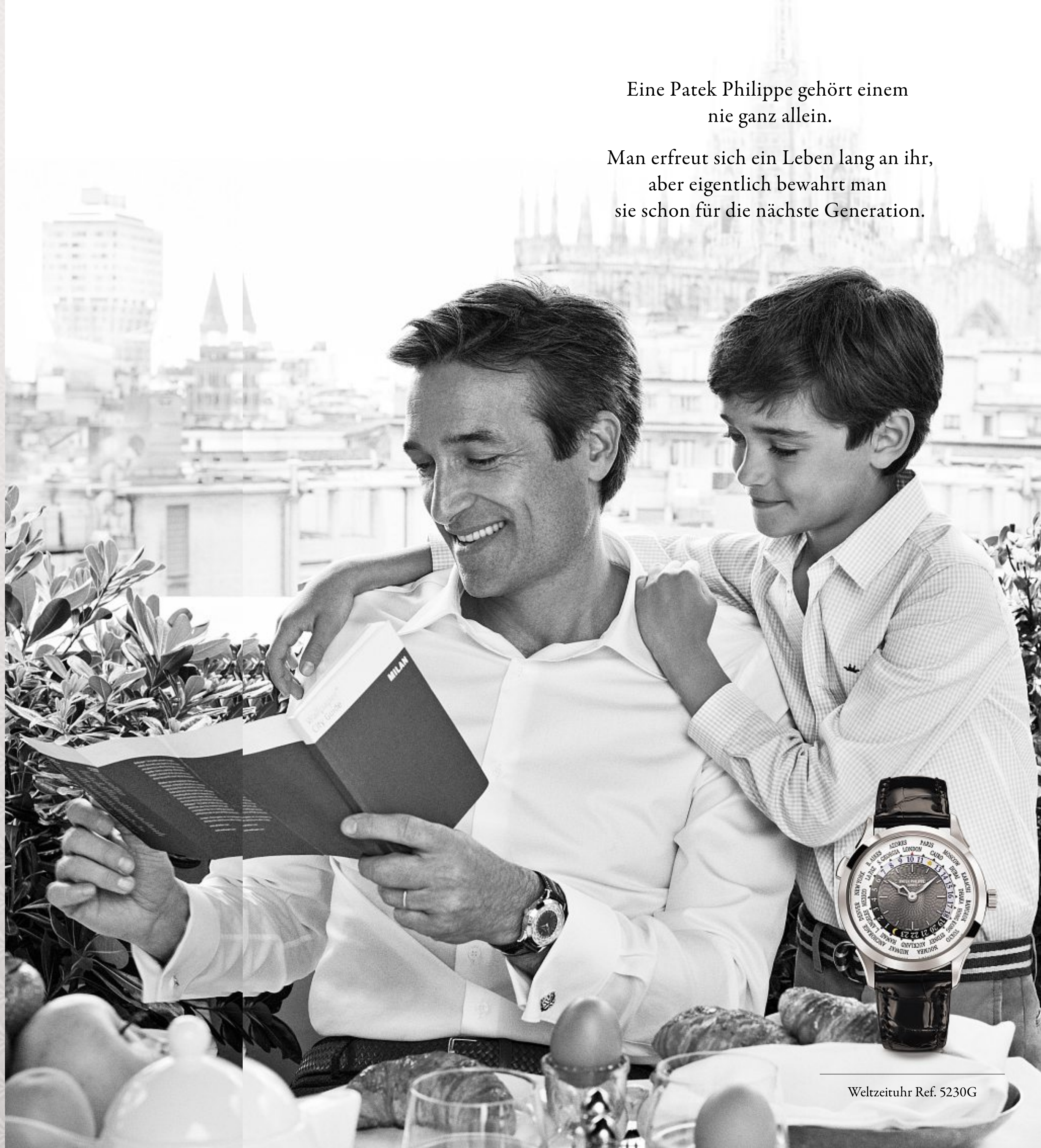
Ulm
Scheuble, Münsterplatz 9

Wiesbaden
Oberleitner, Wilhelmstraße 56

Würzburg
Fischer, Eichhornstraße 7

Eine Patek Philippe gehört einem
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,
aber eigentlich bewahrt man
sie schon für die nächste Generation.



Weltzeituhr Ref. 5230G



CHANEL.COM | CHANEL-Kundenservice - Tel. 01801 724 26 35 (0,9 Ct/Min, aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min aus Mobilfunknetzen) | DER CHANEL MOMENT



L'INSTANT
CHANEL

LA MONTRE
J12



Elsa Peretti

TIFFANY & CO.

There's Only One CAMERON RUSSELL
Tiffany.com



BVLGARI
ROMA

B.zerol
BVLGARI.COM

LESEN TRINKEN DENKEN



Ich weiß nicht, ob Sie es schon wussten, aber es gibt eine ganz einfache Möglichkeit, sich das Leben schönzudenken. Ich meine Tagträume, Gedankenspiele, Assoziationsketten. Damit kann man S-Bahn-Fahrten überstehen und liebe Freunde, die lange an den immergleichen Themen nagen. Jeder Kulturhistoriker wird jetzt sagen: klar, alles schon dagewesen, siehe die romantische Verzauberung der Welt. Und ja, wahrscheinlich habe ich diese Idee wirklich im Novalis-Seminar aufgeschnappt. Die romantische Technik geht ja ungefähr so: dem Gemeinen einen hohen Sinn geben, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Endlichen einen unendlichen Schein. Ganz so weit wollen wir es nicht treiben. Aber auf dem zweidimensionalen Magazin errichte ich mir locker ein dreidimensionales Gedankengebäude. Wenn Karl Lagerfeld den Produzenten Harvey Weinstein als Schweinstein zeichnet, dann denke ich an die Wildschweine, vor denen ich früher im Sauerland Angst hatte, denke daran, dass ich dort bald wieder meine Mutter besuche, dass wir spazierengehen und bestimmt kein Wildschwein kommt. Wenn ich das Porträt über den kuriosen Künstler David Bielander lese, dann denke ich daran, dass doch auch die „Titanic“ mal das Kruzifix lächerlich gemacht hat und dass sich damals alle aufregten, weil noch nicht diese Lightkultur herrschte. Wenn ich die tolle Reportage über die Toten Hosen lese, dann denke ich an Wien vor 30 Jahren, als ich nicht nur Novalis-Seminare besuchte, sondern an einem Abend ein Hosen-Konzert, vor dem Neonazis randalierten, und dass die Bierflasche eines dieser Idioten an meinem Kopf vorbeiflog und an einem Auto hinter mir zersplitterte. Schau mir die Bilder von den Parkour-Wettbewerben auf Santorin an, dann stelle ich mir vor, ich könnte fliegen. Sie werden denken: Der und fliegen? Ja, die Schwere und die Schwerkraft könnten etwas dagegen haben. Vielleicht sollte ich also auf dem Boden bleiben, das Rumassoziieren lassen, mir den Artikel über Weinbau in Luthers Heimat vornehmen, dazu eine Flasche köpfen und lesen, lesen, lesen. *Alfons Kaiser*

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionselle Mitarbeit:
Holger Appel, Isabelle Braun, Jess Cole, Dr. Daniel Deckers, Claus Eckert, Timo Frasch, Dr. Rose-Maria Gropp, Friederike Haupt, Martin Häußer, Patrick Heidmann, David Klaubert, Johannes Krenzer, Jenni Roth, Peter-Philipp Schmitt, Dr. Michael Spehr, Dr. Stefanie Schütte, Bernd Steinle, Julia Stelzner, Jennifer Wiebking

Bildredaktion:
Christian Matthias Pohlert

Art-Direction:
Peter Breul

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen, speichern oder per E-Mail versenden wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 85.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Burkhard Petzold

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller

Leitung Anzeigenverkauf Frankfurter Allgemeine Magazin:
Kerry O'Donoghue, E-Mail: media-solutions@faz.de

Produktionsleitung:
Andreas Gierth

Layout:
Verena Lindner, Anja Tschulena

Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Prinovis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300, 90471 Nürnberg



HAPPY HEARTS

CHOPARD BOUTIQUE FRANKFURT
Goethestraße 16, (0)69 92887880

HAPPY DIAMONDS
Chopard



DANIEL PILAR und **TIMO FRASCH** haben auf Tour mit den Toten Hosen in Argentinien natürlich auf journalistische Distanz geachtet, wie man auf diesem Bild wenigstens im Ansatz zu erkennen glaubt. Als sie dann aber mit der Band im Wohnzimmer zweier Fans zu Gast waren und 100 geladene Argentinier außer Rand und Band gerieten, da gaben sich auch unser Fotograf und unser Reporter dem Sog hin (Seite 30). Alles andere wäre wohl unhöflich gewesen.



JENNI ROTH versucht als Halbfinnin, so oft wie möglich auf Recherchereise nach Finnland zu kommen. So weit hoch in den Norden wie bei ihrer Geschichte über das Kältetestgelände für Autos in Ivalo (Seite 78) gelangt die freie Autorin trotzdem nur selten. Noch außergewöhnlicher waren die Erfahrungen, die sie auf den Pisten im hohen Norden machte. Auf einer Eisbahn mit dem Auto zweimal um 360 Grad geschleudert zu werden und sich dabei auch noch sicher zu fühlen – allein dafür hat sich die lange Reise schon gelohnt.

FOTOS: REUTERS, DANIEL PILAR, JOHANNES KRENZER, PRIVAT

MITARBEITER

JOHANNES KRENZER ist Filmemacher und Fotograf. Für FAZ.NET hat er von der Modewoche in Paris bis zu den G20-Krawallen in Hamburg manch atemberaubendes Ereignis verfolgt. Seine Leidenschaft für die Kamera entstand durch den Parkour- und Freerunning-Sport, den er seit vielen Jahren betreibt. Mit seinem neu gegründeten Unternehmen produziert der Social-Media-Fachmann bewegte Bilder für Firmen. Für uns hat er unbewegte Parkour-Bilder von Santorin mitgebracht (Seite 62). Nicht minder spektakulär!



JESS COLE dachte bis zum Sommer vergangenen Jahres, sie wüsste, wie ihr Leben aussehen wird. Die Studentin der Literaturwissenschaften wollte Journalistin werden. Dann wurde sie in einem Thai-Restaurant in Portland (Oregon) von einem Model-Scout angesprochen. Kurz darauf unterschrieb sie bei IMG. Im Oktober kam sie ganz oben an: Die Britin mit jamaikanisch-irischen Wurzeln eröffnete die Céline-Schau in Paris (Bild). Wenige Tage später stand sie für dieses Heft vor der Kamera (Seite 46). Journalismus ist für die Dreißundzweijährige übrigens immer noch ein Thema. Gerade hat sie beim „Guardian“ hospitiert. Und für uns schreibt sie über ihr neues Leben.





KOLLEKTION JACQUES | DESIGN RODOLFO DORDONI

Minotti B E R L I N BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56
Minotti M Ü N C H E N BY EGGETEMEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510
 AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.
 PLZ 0112/3/4/5 HANDELSAGENTUR STOLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
 PLZ 6/7/8/9 HANDELSAGENTUR RIEKINGER - T. 07121 325953 - INFO@HANDELSAGENTUR-RIEKINGER.DE

Minotti
 MINOTTI.COM

FOTOS UAN ROEDER, HERSTELLER (3), PRIVAT



Einladend: Der Sessel Nihan von Pascal Bosetti für Pöde und 15 weitere Neuheiten (Seite 28) sind auf der Messe Neue Räume in Zürich zu sehen.



ZUM TITEL

Campino von den Toten Hosen wurde am 30. September 2017 bei einem Konzert seiner Band im Club Museum in Buenos Aires von Daniel Pilar fotografiert.

16 KARL LAGERFELD 58 ALESSANDRO SARTORI 66 MARTIN LUTHER 80 ARLOW PIENIAK 82 OLE LYNNGAARD

ÜBERBLICK Mit diesen Ringen lässt sich auf spielerische Weise Eindruck machen. *Seite 18*

VORDERGRUND Tanja Krampfert von Pixar erklärt den Reiz des Trickfilms. *Seite 42*

UNTERGANG Vor 100 Jahren starb Queen Liliuokalani, die letzte Königin von Hawaii. *Seite 70*

NEBENGESCHÄFT Neapel entdeckt das touristische Potential seiner Katakomben. *Seite 72*

ZWISCHENRUF Zwei Rezepte, wie man auf den Geschmack der Blutwurst kommt. *Seite 75*

HINTERLAND In Glasgow versetzen auch die nahen Highlands in Hochstimmung. *Seite 76*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 19. November bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin



Anders: David Bielander macht auf seine eigene Weise Schmuck (Seite 24). In dieser Irritationskunst ist der Jesus am Kreuz auch nicht aus Pappe. Sondern aus wirklich wertvollem Material. Gotteslästerung kann man ihm also nicht vorwerfen.



Führend: Hélène Poulit-Duquesne ist Geschäftsführerin von Boucheron – und ein Beispiel dafür, dass immer mehr Schmuckmarken von Frauen geleitet werden. (Seite 44)



Deutsch: Wir stellen 15 Modelle aus heimischer Produktion vor (Seite 60) – hier zwei Beispiele von Laco (oben) und von Glashütte Original.



FÖPE

FOPE.COM



Aus der F.A.Z. vom 15. November 1997: Ausverkauf in Schloss Duino, wo Rainer Maria Rilke 1911/12 mit der Niederschrift der „Duineser Elegien“ begonnen hatte.

Foto Frank Röth

Vor zwanzig Jahren

Wir waren unterwegs zur Kunst-Biennale in Venedig, um von dort zu berichten. Frank Röth machte bei der Biennale großartige Bilder, zum Beispiel von der Performance „Balkan Baroque“ der in Belgrad geborenen Künstlerin Marina Abramović. Sie saß da in einem dunklen Kellerraum und bürstete blutige Rinderknochen sauber, während sie Totenlieder aus ihrer Heimat sang; es war die Zeit der Jugoslawienkriege. Die erschütternde Performance gewann dann später den „Goldenen Löwen“ der Biennale.

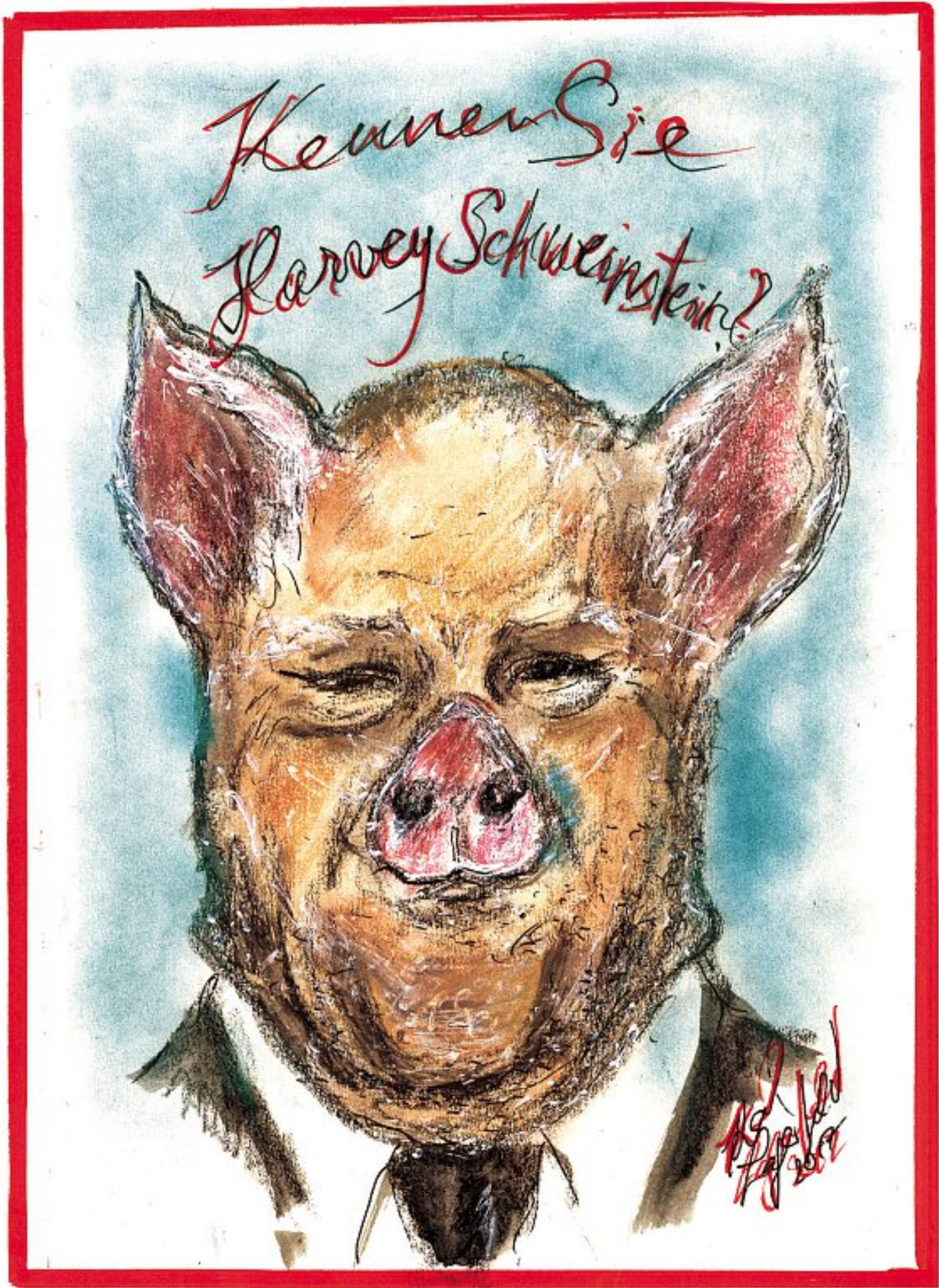
Da wir nun schon einmal in Oberitalien waren, fuhren wir auch nach Triest und zum Schloss Duino – zu dem Kastell, dessen Namen Rainer Maria Rilke mit seinen „Duineser Elegien“ unsterblich gemacht hat. Wir wollten Zeugen der Auktion sein, die den hochmögenden Namen „Proprietà di S.A.S. il Principe della Torre e Tasso, duca di Castel Duino“ trug. Natürlich waren wir dort, um Impressionen einzufangen von zu versteigernden Dingen, die von der Anwesenheit des Dichters auf dem Schloss Zeugnis ablegen konnten: Berührungsreliquien also gleichsam aus jenen Monaten, als in Duino – dank der Gastfreundschaft der Herrin, der Fürstin Marie von Thurn und Taxis – die Anfänge jener berühmten Elegien entstanden, die Rilke später mit der Widmung „Aus dem Besitz der Fürstin Marie von Thurn“ versehen hat.

Prosaisch betrachtet, war es dann so: Wir wurden Zeugen einer Art Haushaltsauflösung im herrschaftlichen Stil, weil der Urenkel der Fürstin sich vom Großteil des über Jahrhunderte hin angesammelten Inventars aus dem Kastell hoch über dem stürzenden Karstfelsen trennte. Das Schloss selbst ist bis heute im Familienbesitz. Beinahe alles, was nicht niet- und nagelfest war, kam unter den Hammer der „Asta Castello Duino“ – und die Auktionsfirma vergaß nicht, anlässlich dieser Inventur mit dem kapriziösen Dichter zu locken, der freilich nur im Winter 1911/12 hier logierte.

Das „Lieblingsmöbel von Rainer Maria Rilke“ werde versteigert, hieß die Ankündigung. Auf dem Stuhl aus der Bibliothek hat Rilke bestimmt nicht gesessen, als ihm die Dichtung zugesprochen wurde – überhaupt wurde ihm jenes „Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?“, der berühmte Auftakt der ersten „Duineser Elegie“, drunten am Meer viel eher vom Bora-Fallwind zugerannt. Sei's drum, das klapprige Sitzmöbel aus dem frühen 19. Jahrhundert kostete schließlich 7,5 Millionen Lire, damals 7500 Mark. Der Dichter mag es immerhin gestreift haben, wenn er durchs Schloss wandelte. Jedenfalls mahnten Schilder bei der Vorbesichtigung: „Vietato toccare“. Friedfertige Wärter passten darauf auf.

Doch irgendwie erwischte den Fotografen und die Autorin der Geist von Duino im vollgestopften Schloss doch. Frank Röth machte Bilder, die von der mit vergangenem Glanz gesättigten Atmosphäre inspiriert sind. Ihm gefiel vor allem die Vermischung mit sehr gegenwärtiger Kundschaft: Zur Besichtigung beim Ausverkauf nahmen sich neugierige Einheimische, angereiste Brocante-Jäger und gezielt sondierende örtliche Händler die zuvor nie gewährte Ehre; denn ein bisschen Abglanz vom Adel zwecks lukrativen Weiterverkaufs geht immer. Derweil streifte die Autorin ganz geistbewegt durch das „alte feste Schloß“, wie es Rilke einer Freundin schrieb, das ihn „ein bisschen wie einen Gefangenen hält, es kann gar nicht anders mit seinen immensen Mauern“. Was übrigens gar nicht fair vom Dichter war, dem die Fürstin Marie doch alle Wünsche von den Augen ablesen ließ, damit er bloß dichte.

Das Castello di Duino wird weiter thronen über dem Golf von Triest, kraftvoll geschichtsträchtig. Die Versteigerung seines Inhalts erlöste knapp zehn Milliarden Lire, also kaum zehn Millionen Mark. Dieses Bild von Frank Röth aber zeigt, welche Anspannung bei denen herrscht, die im Schatten des Trubels sitzen. Vom Kuchen des großen Jahrmarkts der Kunst, wo immer er stattfindet, dürfen sie sich bloß ein kleines Stückchen erhoffen. *Rose-Maria Gropp*



DIESER SKANDAL IST KARL NICHT EGAL

Es ist nicht so, dass Karl Lagerfeld diesen Mann schon immer durchschaut hätte. „Aber vor Jahren hatte ich bei der Amfar-Gala mit ihm ein persönliches Problem“, sagt der Modeschöpfer über Harvey Weinstein, ohne näher darauf einzugehen, worin die Schwierigkeiten mit dem amerikanischen Filmproduzenten denn lagen. Seitdem war Lagerfeld nicht mehr auf der stets groß begangenen Gala der amerikanischen Aids-Stiftung. Überhaupt und generell: „Ich fand ihn immer fies.“ Die Vorwürfe gegen Weinstein sind so gravierend, dass unser Zeichner zum äußersten Mittel satirischer Überspitzung greift. Ein

Mensch als Schwein – das bezieht sich normalerweise auf Personen, die unkontrolliert essen, also fressen wie ein Tier. In diesem Fall geht es um einen Menschen, der unkontrolliert seinen Trieben nachgibt und nachgeht. Für Lagerfeld, der stets diszipliniert ist, muss schon die Hemmungslosigkeit ein Schreckensbild sein. Und dann noch diese krude Vermengung von brutaler Machtausübung und sexueller Nötigung – dem Modemacher, der viele der Opfer kennt, die sich nun endlich gegen Weinstein aussprechen, kann so etwas nicht egal sein. (kai.)

PORSCHE DESIGN
TIMEPIECES

1919 DATETIMER ETERNITY
BLACK EDITION | All Titanium
Designed by Studio F. A. Porsche.
Swiss Made.



1919 COLLECTION
INSPIRED BY OUR PASSION FOR DESIGN

www.porsche-design.com/timepieces

PRÊT-À-PARLER



EIN RINGFINGER KANN AUCH WAS FÜRS HERZ SEIN

Wer einen Ring verschenken will und dabei möglichst viel Eindruck schinden möchte, der hat drei Möglichkeiten. Er kann eine Menge Geld und Zeit investieren, bis er ein angemessenes Schmuckstück gefunden hat. Oder er kann sich genau so nicht verhalten und stattdessen einen Ring aus Aluminiumpapier drehen. Allerdings ist auch an diesen Ring ein gewisses Opfer gebunden: Ein Aluring kostet nämlich Mut. Ganz anders hingegen steht es um den Ring aus dem Kaugummi-automaten, die dritte Option für den Ring-Schenker. Es braucht weder viel Vorbereitungszeit noch viel Geld, und es ist noch nicht mal besonders mutig. Die Vorstellung eines Rings aus dem Kaugummi-automaten, tja, die findet jeder romantisch, der nicht gerade ein großes materialistisches Monster ist. Ein Ring aus dem Kaugummi-automaten ist nostalgisch und so spontan –

besser geht es eigentlich kaum. Wenn halt beim Drehen nicht nur Schrott herauskäme. Die Mode hat jetzt ein paar Modelle parat, die ähnlich spielerisch sind, aber doch ein bisschen wertvoller: Stella McCartney (3) schlägt einen Ring mit dickem Herzen vor, und bei Valentino (6) bieten sie einen Ring mit passendem Pfeil an. Beide sind zu bestellen über den Online-Shop Mytheresa und lassen sich wunderbar zusammen tragen. Pfeil und Herz, schöner könnten auch Kinder Liebe nicht skizzieren. Und die Traditionsmanufaktur A. Odenwald aus Pforzheim (4) bringt – so simpel wie unverbesserlich – „I love you“ auf den Ring. Klar, die Teile sind was fürs Herz und passen wunderbar in unsere überdekorierten Zeiten: Je mehr Ringe an zwei Händen, umso besser. Insofern ist es dann auch gut

möglich, dass man mit Alufolie bastelt, wenn man nicht gleich sein Konto plündern möchte. Die eigenen Initialen einzuritzen wird nicht nur der Modedesigner Jonathan Anderson schaffen, der unter seinem eigenen Label nun auch einen Siegelring (1) anbietet (ebenfalls über Mytheresa), für Anhänger des J.W.-Anderson-Clans. Die echtschmuck-Stücke von Dior (5) und de Grisogono (2) haben ein Logo hingegen gar nicht nötig. Diese Kreationen stehen für sich. Vom Inhalt eines Kaugummi-automaten könnten sie natürlich nicht weiter entfernt sein, dabei folgt der ja gerade diesem Prinzip: Einmal drehen, und, wer weiß, vielleicht hat man im nächsten Moment einen Schatz in der Hand. Nur leider ist es dann meistens noch nicht mal ein Ring, sondern ein Schlüsselanhänger. (jwi.)

Fotos Maria Klenner

SCHÖNES SCHENKEN

Limitierte und handsignierte Kunst

Preise inkl. MwSt. und Rahmung | Änderungen und Irrtümer vorbehalten, Avenso GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin)



LUC DRATWA
DREAM IS NOT OVER
94 x 68 cm | 449 €
Aufl. 150, handsigniert
Echter Foto-Abzug
im schwarzen
Manufakturrahmen

THE LIBERATION OF ART

WEITERE GESCHENKIDEEN
FINDEN SIE IN UNSEREN
40 GALERIEN ODER ONLINE.
LUMAS.DE



DURCHAUS EIN DURCHHÄNGER

Für dieses Bild durften sich die Slackliner aus Wien so richtig hängen lassen. Der österreichische Fotograf Sebastian Wahlhuetter hatte sie am Peilstein für sein Projekt „Prayer Flag“ versammelt, als menschliche Gebetsfahne, wie man sie sonst in buddhistischen Regionen an Bergen, Pässen oder Stupas sieht. „Im Himalaja ist es Tradition, dass auf den Gipfeln Fahnen als Zeichen von Frieden, Mitgefühl, Stärke und Weisheit aufgehängt werden“, sagt Wahlhuetter. „In unserem Projekt wollten wir in Österreich eine Fahne kreieren, die Harmonie und Frieden signalisiert.“ Die Jury des Fotowettbewerbs beim International Mountain Summit in Brixen fand das so überzeugend, dass sie Wahlhuetter mit dem ersten Preis in der Kategorie Team Spirit auszeichnete. Der Reinerlös des Wettbewerbs kam dem Projekt „Sneetiger“ der Laureus-Stiftung zugute, einer Initiative, die Kindern und Jugendlichen mit Behinderung oder Benachteiligung Zugang zum Wintersport ermöglicht. Als Bergfoto des Jahres 2017 wurde in Brixen eine energiegeladene Momentaufnahme aus Mexiko prämiert: Sergio Tapiro Velasco war im Januar zwölf Kilometer vom Krater des Colima entfernt, als der Vulkan ausbrach. „Ich hörte einen lauten Knall, dann sah ich die heiße Lava den Berg hinunterfließen und die riesige Aschewolke, die sich in den Himmel erhob“, sagt er über sein preisgekröntes Bild „Light belongs to Heaven“. Dem Himmel sei Dank! (nle.)

ARCHETYP UNTER DEN SCHREIBTISCHLEUCHTEN

Wer in den Siebzigern und frühen Achtzigern Kind war, kennt diese Schreibtischleuchte. Mit Schraubklemme ließ sich die preiswerte und überaus bewegliche Lichtquelle ganz einfach an der Tischplatte festmachen. Das Massenprodukt bot der schwedische Möbelgigant Ikea an, herstellen ließ er es jenseits des Eisernen Vorhangs vom VEB Raumleuchte. Das war kein Geheimnis, aber weithin unbekannt. Das 1919 in Auma (Thüringen) von Curt Fischer gegründete Unternehmen Midgard war 1971 enteignet und in einen Volkseigenen Betrieb umgewandelt worden. Mit einer Besonderheit: Curt Fischers Sohn Wolfgang blieb nicht nur Betriebsleiter, er zahlte auch viel Geld dafür, dass der Familie die Rechte und Patente an Midgard und den Entwürfen erhalten blieben.

Schon kurz nach dem Mauerfall konnte Wolfgang Fischer das reprivatisierte Unternehmen wieder übernehmen. Seit 1990 wurde die von ihm in den Fünfzigern perfektionierte Federzugleuchte originalgetreu in alter Qualität und mit alten Werkzeugen hergestellt.

Das Prinzip der parallelen Arme, die mit Federn verbunden sind, ist alt. Viel älter als das fast 100 Jahre alte

Unternehmen Midgard. Darum haben Wolfgang Fischer und Midgard auch nicht den alleinigen Anspruch auf diesen Archetyp der Schreibtischleuchte. Bei Fischers Entwurf sind die Gelenke und Federn aber nicht etwa aus Plastik, sondern aus Metall. Sie sind wartungsfrei und bleiben selbst bei starkem Gebrauch flexibel und stabil.

Alleine aber konnte Fischer das Unternehmen am Ende nicht halten. Midgard wurde 2015 von den Hamburger Unternehmern David Einsiedler und Joke Rasch vor der Insolvenz gerettet. Sie erwarben neben den Rechten an allen drei Midgard-Leuchterserien auch die Originalwerkzeuge. Im Januar brachten sie eine Reedition der Maschinenleuchte aus dem Jahr 1919 heraus, nun folgte die Federzugleuchte, im Januar 2018 wollen sie Bauhaus-Klassiker vorstellen, die Lenklampen 113 und 114.

Die Federzugleuchte ist als Steh- sowie Tischversion, mit Klemm- oder Tischfuß in pulverbeschichtetem Metall (Schwarz oder Weiß) erhältlich. Alle Teile werden in Deutschland hergestellt und in Hamburg von Hand montiert. Bei der Ikea-Leuchte hat sich das wiederum geändert: Sie wird schon lange in China gefertigt. (pps.)



Flexibel und stabil: Die Federzugleuchte von Midgard wird wieder mit den Original-Werkzeugen hergestellt.

FOTOS: SOTHEY'S (3), SEBASTIAN WAHLHUETTER, SERGIO TAPIRO VELASCO, KERNSTELLER

WARUM ANGELA MERKEL IMMER KAFFEE AUSSCHENKT

Wenn Angela Merkel im Büro Gäste hat, bietet sie ihnen Getränke an. Wer Kaffee will, bekommt von der Bundeskanzlerin persönlich eingeschenkt. Eigentlich nur eine kleine Geste – aber die hat es in sich. Das erkennt man daran, wie die Gäste davon erzählen.

Journalisten der „Welt“ besuchten kurz vor der Bundestagswahl die Kanzlerin: „Angela Merkel, perfekte Gastgeberin, schenkt Kaffee ein.“ Redakteure der „ADAC-Motorwelt“ erlebten ungefähr zur selben Zeit dasselbe: Merkel „schenkt dem Gast eine Tasse Kaffee ein“. Wenige Tage vor der Wahl kam auch Fußballspieler Philipp Lahm, für die „Bild am Sonntag“. Am Anfang habe Merkel Lahm die Architektur des Kanzleramts erklärt, so die Zeitung, „bevor sie Lahm einen Kaffee einschenkt“. Ist das ein Trick, damit kurz vor der Wahl nochmal alle sehen, wie nett die Kanzlerin ist?

Nein, Angela Merkel gießt ihren Gästen schon seit vielen Jahren Kaffee ein. Im Jahr 2016 vermerkte ein Klatschmagazin: „Angela Merkel, blauer Blazer, schlichte Kette, schenkt am Konferenzstisch ihres Büros der Besucherin selbst Kaffee ein. Ganz lebenswürdige Gastgeberin.“ Ein Jahr zuvor freuten sich Münchner Journalisten: „Kaum Smalltalk, keine langen höflichen Floskeln, Zeit ist knapp – aber immerhin schenkt die Bundeskanzlerin persönlich Kaffee aus an ihrem Besprechungstisch.“ 2014: „Sie schenkt selbst Kaffee ein und kommt sofort zur Sache.“ 2013: „Angela Merkel wirkt beim Interview sehr entspannt und schenkt allen erst einmal Kaffee ein.“ 2012: „„Kaffee oder Tee?“, fragt Merkel, hat die Kaffee-kanne aber schon in der Hand. Dann also Kaffee.“ 2011: „Die Bundeskanzlerin empfängt blendend gelaunt in ihrem Amtszimmer, sie schenkt selber den Kaffee ein und ist zu Scherzen aufgelegt.“ Und so weiter? Ja. 2006, die „Bild“-Zeitung war zu Gast: „Bundeskanzlerin Angela Merkel serviert in ihrem Büro im Kanzleramt Kaffee.“

Also ein Trick, um Journalisten zu beeindrucken? Auch nicht. Amerikanische Firmenchefs, die im Kanzleramt zu Besuch waren, schwärmen davon, dass die Kanzlerin selbst zur Thermoskanne greife. Und nicht nur im Kanzleramt selbst. Fotos zeigen Merkel, wie sie 2011 in Brüssel dem damaligen griechischen Ministerpräsidenten Giorgos Papandreou aus einer Pump-Thermoskanne

Kaffee zapfte. Oder wie sie 2015 dessen Nachfolger Alexis Tsipras, wieder in Brüssel, aus einer silbernen Kanne bediente. Auf einem Bild sieht man Tsipras – mit voller Tasse –, wie er die Kanzlerin – sie hält noch die Kanne – so anstrahlt, als hätte sie ihm gerade sämtliche Schulden erlassen.

Könnte es sein, dass die kleine Geste gar kein Trick ist, sondern einfach freundlich und klug? Angela Merkel ist die mächtigste Frau der Welt. Das macht sie einschüchternd. Für Gespräche, die beiden Seiten was bringen sollen, ist es schlecht, wenn eine Seite eingeschüchtert ist.

Merkel will nicht Gesprächskönigin sein, sondern Gesprächspartnerin. Für ausgiebigen Smalltalk zum Auftauen hat sie aber keine Zeit und wahrscheinlich auch keine Lust. Sie schenkt Kaffee ein, die normalste Sache der Welt. Manchmal sitzt sie bloß am dichtesten dran an der Kanne, dann ist es einfach praktisch.

Und manchmal kann sie damit zeigen, dass man mit ihr normal reden kann, obwohl sie ansonsten fast nur mit Entscheidungen beschäftigt ist, die für fast keinen ihrer Gesprächspartner normal sind. Also Kaffee, und dann zur Sache. *Friederike Haupt*



Und schon fließt das Gespräch: Angela Merkel schenkt vor einem Interview mit unserer Sonntagszeitung Kaffee aus, Konrad Adenauer (links) und Thomas Gutschker schauen zu. Foto Frank Röh

PRÊT-À-PARLER

DONNERSMARCK-DIAMANTEN ZU HABEN

Diese herrlichen Edelsteine werden gemeinsam mit ihrer Historie verkauft, die den Stoff für Märchen und ganz große Oper hergibt. Denn ihre Geschichte machte sie in den Augen derer, die sie künftig ihr Eigentum nennen werden, umso begehrenswerter. Zumal sie in aristokratische Kreise führt, zu denen die vermögenden potentiellen Käufer in aller Regel nicht gehören. Deshalb haben die „Donnersmarck Diamonds“ eine Ausstellungstournee nach Hongkong, Taiwan und New York hinter sich, wenn sie am Mittwoch in der Genfer Juwelen-Auktion bei Sotheby's zum Aufruf kommen.

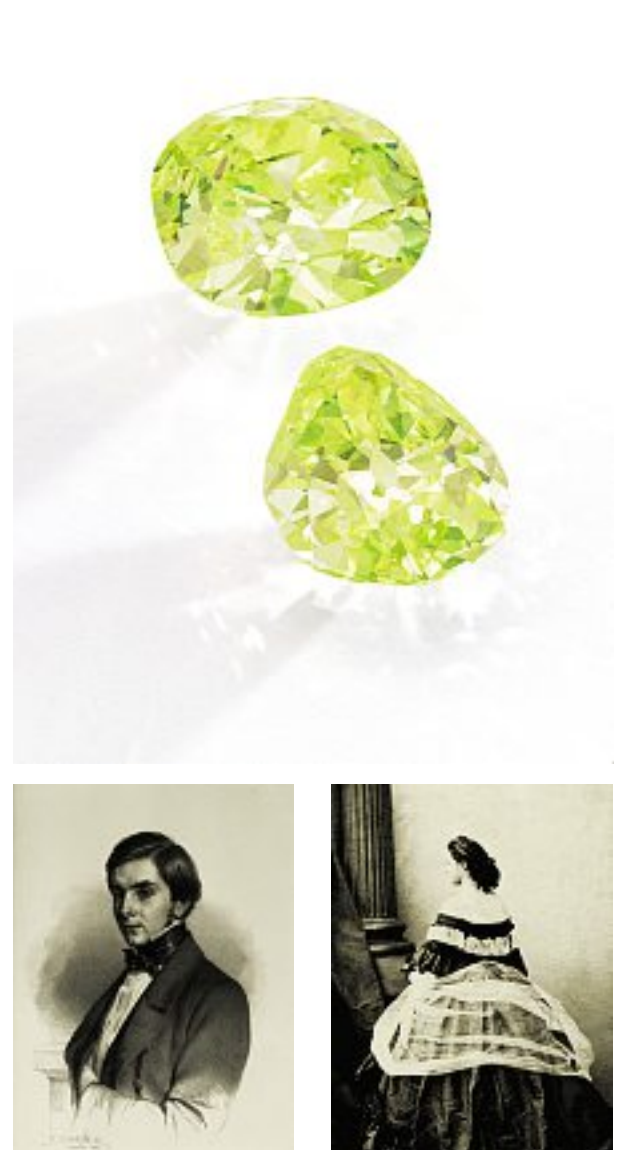
Verkündet wird die „makellose aristokratische Provenienz“ der zwei gelben Diamanten. Diese Herkunft hat ihre Pointe indessen darin, dass sie der berühmtesten Kurtisane im Paris des Zweiten Kaiserreichs gehörten, genannt La Païva. Geboren wurde sie 1819 in einem Moskauer Getto, als Pauline Therese Lachmann, Tochter eines Webers. Mit 18 Jahren kam sie nach Paris, wo sie der so flamboyante wie reiche und mit Unternehmungsgeist ausgestattete Graf Guido Henckel von Donnersmarck im Oktober 1871 heiratete. Esther, wie sie sich nannte, war elf Jahre älter als der Gatte, und sie hatte da bereits eine Ehe mit einem Schneider hinter sich, eine jahrelange Beziehung mit einem Pianisten und eine zweite Heirat, die sie zur Marquise Blanca de Païva gemacht hat.

Es muss die große Liebe gewesen sein zwischen dem preußischen Adligen und der Kurtisane. Das Stadtpalais L'Hotel de La Païva an den Champs-Élysées, das es bis heute gibt, hatte sie, die längst eine Salongröße eigenen Rechts war, wohl selbst erworben. Er baute es für sie und ihre von der Geistesgrößen der Epoche besuchten Feste

weiter aus. Dort verkehrten Gustave Flaubert, Émile Zola oder Eugène Delacroix. Auch der Kaiser, Napoleon III., soll dort erschienen sein.

La Païva mochte Juwelen, „diamonds are a girl's best friends“ war schon immer wahr. Und Guido schenkte ihr die „Donnersmarck Diamonds“ – einer mit Kissenschliff, 102.54 Karat schwer, der andere mit Birnen-Schliff, 82.47 Karat. Zunächst waren sie wohl vereint in einem furiosen Ohrgehänge. Auch nach dem Tod der Païva blieben sie im Besitz der Familie. Die Nachfahren trennten sich 2007 von den herrlichen Steinen. In einer Genfer Sotheby's-Auktion erzielten sie – mit der anonymen Provenienz „from a European princely family“ versehen und einzeln aufgerufen – vier Millionen und 5,7 Millionen Franken. Nun sind sie zurück im Millionenspiel, das so gern auf harte Diamanten setzt, die von der edlen Herkunft umschmeichelt werden. Dass sie als das Paar vereint sind, das einst La Païva zierte, ist eine charmante Idee. Die Erwartung liegt bei 8,8 bis 13,7 Millionen Franken, wobei globale Währungsschwankungen zu berücksichtigen sind.

Es sei noch erwähnt, dass es den „Donnersmarck Diamonds“ offenbar bisher erspart blieb, nach ihrem ersten Verkauf umgeschliffen zu werden. Da ist das Beispiel des Blauen-Wittelsbacher-Diamanten, der einst die bayerische Krone zierte: Durch diverse Hände gegangen, wurde er 2008 versteigert – und hernach von seinem Käufer stromlinienförmig zugerichtet. So verlor einer der aristokratischen Steine nicht nur seine Historie, sondern seine Aura, für immer. Dieses Schicksal möge den zwei herrlichen gelben Diamanten erspart bleiben, zeugen sie doch von der Liebe zu einer großen Frau. *Rose-Maria Gropp*



Diese beiden Diamanten werden am 15. November versteigert. Geboten wird auch für ihre Geschichte. Denn Guido Henckel von Donnersmarck schenkte sie seiner Frau, die in Paris als La Païva berühmt wurde. Einige Millionen werden die Steine also kosten.



AUF DIE OHREN

Das Spiel mit Kontrasten ist ein beliebtes Stilmittel. Nicht nur in der Malerei, auch in der Mode. Hart zu zart, das wirkt angenehm irritierend. Darum trägt man glamouröse Ohrhinge, so dekadent wie möglich, am besten nicht zum erwartbaren schönen Kleid, sondern zum abgerockten T-Shirt oder spießigen Brit-Chic, mit Karo-Muster und Herbstfarben. Für den modernen Dreh die Haare zum Faux-Bob, also zu einem ange-täuschten Bob, in den Rollkragen stecken. Voilà! Très chic. N'est-ce pas?

Ohrhinge: Vintage, Blazer: Ralph Lauren, Pullover: Vintage



ES GEHT IN DIE VERLÄNGERUNG

Statement-Ärmel sind das winterliche Äquivalent zu den schulterfreien Tops des Sommers. Doch wie kommen die ausladenden Silhouetten zur Geltung, ohne dass man einen Schnupfen riskiert? Mit der dekorativen Version des Buchhalter-Hemden-Clips: So wie ein Gürtel die Taille betont, so akzentuiert ein Cuff den voluminösen Saum. Der grobe Strickpullover hält dann auch über der filigranen Bluse, und der optische Effekt wird verstärkt.

Bluse: Iris & Inik, Pullover: Filippa K, Hose: Vintage, Cuff: Swarovski, Ring: Vintage



ÜBER KURZ ODER LANG

Schmuck erlebt gerade eine Hochphase. Denn im Gegen-satz zu rasant wechselnden und entsprechend austausch-baren It-Pieces ist er meist persönlich, jedes Stück ein Erinnerungsträger. Die Belohnung zum Meilenstein im Leben, der wiederentdeckte Anhänger aus der Kindheit mit dem Lieblingstier oder ein Erbstück, das vielleicht zu klein ist oder zu antiquiert wirkt: Am besten trägt man jetzt alles gleichzeitig, als Ketten-Layering. Sehr angesagt und zum Glück auch unkompliziert, denn Stile und Farben dürfen gemischt werden.

Blazer: Ralph Lauren, Kette: Dodo, Ring (als Anhänger getragen): Pomellato, Kette mit Herzanhängen: Tiffany & Co, Kette mit Pferdeanhänger: Vintage

PRÊT-À-PARLER

NEUER LOOK AUS ALTEM SCHMUCK

In der Mode kommt es nicht so sehr darauf an, was man trägt. Viel wichtiger: wie man es trägt.

Von Isabelle Braun, Fotos Karsten Gohm



EINE ARMLÄNGE VORAUSS

Mit der Geburt der Smartwatch erklärte so mancher die mechanische Uhr für überholt. Dabei zeigt sie an, was keinem digitalen Gerät gelingt: den Wert von Zeit. Sie hält ja ein ganzes Leben und übersteht manchmal sogar Generationen. Kein Wunder also, dass sie im Zeitalter der Vergänglichkeit eine Renaissance erfährt. Mit vielen unterschiedlichen Armbändern kombiniert, wirkt die klassische Uhr dann nicht nur zeitlos, sondern sogar angesagt. Und das will was heißen.

Uhr: Cartier, Armbänder ganz rechts: Dodo, alle weiteren Modelle links daneben: Vintage



HALTUNG BEWAHREN

Bei der Burberry-Schau im September drapierte Designer Christopher Bailey derbe Schals mit funkeln-den Broschen elegant um die Schultern. Ein Look vom Laufsteg, der den Alltag zugleich stilvoll und leicht macht: So sieht selbst der Anti-Frost-Look elegant aus und rutscht trotzdem nicht von den Schultern.

Brosche: Vintage, Schal: Vintage



DRÜBER UND DRUNTER

Das Schöne an der Wintermode: Man muss beim wärmenden Zwiebellook aus mehreren Schichten auf kein Lieblingsteil verzichten. Auch nicht auf Arm-schmuck. Den trägt man jetzt nämlich einfach über der Kleidung. Und so wird selbst aus einem schlichten Langarmshirt eine echte modische Aussage.

Longsleeve: COS, Cuff: Vintage



#MessikabyGigiHadid

MOVE ADDICTION KOLLEKTION

MESSIKA
BY
GIGI HADID

MESSIKA.COM



Schmuck ist nicht nur Schmuck: David Bielander, der gerade mit dem Schweizer Grand Prix Design ausgezeichnet wurde, will mit seinen Arbeiten irritieren.

MACH UNS DIE WURST

David Bielander stellt aus Alltagsgegenständen Schmuck her, der zu Missverständnissen führen soll. Erst bei näherem Hinsehen erkennt der Betrachter den wahren Wert seiner Arbeiten.

Von Peter-Philipp Schmitt, Fotos Jan Roeder

Es sollte eine Wurst sein. Nicht zum Essen, man soll sie sich um den Hals hängen. Diese Wurst hätte er aus Bakelit formen können. Oder aus Metall, was naheliegender gewesen wäre, weil er Goldschmied ist. Doch das wollte David Bielander nicht. Metall wäre ihm zu einfach gewesen, gerade weil er das Handwerk gelernt hat. Und Plastik wäre schon gar nicht das richtige Material gewesen. „Ich will die Leute ja nicht verarschen, sondern verführen.“ Er suchte weiter. Schließlich entdeckte er einen Wiener Kaffeehausstuhl, den Michael Thonet erstmals 1859 aus gebogenem Holz hergestellt hatte. Die geschwungenen Beine und Lehnen passten gut. Bielander musste sie nur in Stücke sägen, sie schleifen, färben und lasieren – fertig war die Wurst. Aufgefädelt auf einer Kordel, wurde aus fünf Würsten eine Halskette.

Zwölf originale Thonet-Stühle hat David Bielander bei einem Antiquitäten-Händler erworben und danach zu Würsten verarbeitet. Aus den dicken Bugholz-Stücken wurden Weißwürste, aus den dünnen hellen Wiener oder dunklen Frankfurter. Zwölf Stühle reichen für 36 Wurst-Ketten. Bielander nennt sein Vorgehen umgekehrtes Objekt trouvé: Denn er nahm nicht eine Wurst und erklärte sie zum Kunstwerk oder in diesem Fall zum Schmuckstück. Er wollte vielmehr eine Wurst finden und daraus eine Halskette machen, was ihm erst mit dem Alltagsgegenstand Thonet-Stuhl gelang.

Im Holz seiner von Hand produzierten Kette findet sich allerdings auch eine Punze, als wäre das Schmuckstück tatsächlich aus Edelmetall, dessen Herkunft und Feingehalt er angeben will. Daneben findet sich eine Editions-punze, und wer genau hinsieht, erkennt die Initialen des Autors, ein „d“ und ein „b“. „Die habe ich so ineinander verschnörkelt, dass sie am Ende einen Pimmel ergeben“, sagt Bielander und lacht.

Ist eine Wurst-Kette aus Holz wirklich Schmuck? Ja, sagt Bielander. Denn Schmuck sei nicht nur Schmuck, wenn er aus Gold und Juwelen bestehe. Schnöder Zierrat interessiert ihn nicht. „Für mich gibt es auch nicht den Schmuck.“ Bielander will irritieren und für Missverständnisse sorgen. Der erste Eindruck soll den Betrachter täuschen. „Man denkt, es seien Würste. Erst beim genaueren Hinsehen erkennt man, dass es Holz und damit auch Schmuck ist.“ Zugleich sei seine Wurst-Kette proportioniert wie eine klassische Halskette und auch genauso angenehm zu tragen. Trotzdem bestehe das Risiko, dass



Geschmiedet und gelötet: Die vermeintliche Wellpappe-Kollektion besteht aus Silber und Gold, die von ihm gewünschte große weiße Blume aus Porzellangeschirr von Hutschenreuther.

man mit der Wurst-Kette zum Witz werde. Das hänge aber vom Träger ab: „Er muss sich zu 100 Prozent mit dem Stück identifizieren, dann funktioniert es.“

Bielander, Jahrgang 1968, wollte eigentlich Modedesigner werden. Der gebürtige Basler war als Sechzehnjähriger begeistert von den legendären „Antwerp Six“, besonders von Walter Van Beirendonck und Dries Van Noten. Doch nach seiner Matura erkrankte er während der Rekrutenschule an der Legionärskrankheit, was ihn um die Aufnahme an der Hochschule in Antwerpen brachte und um ein Jahr zurückwarf. So begann er 1989 mit einer Goldschmiedelehre. Bielander konnte der „Schnupperlehre“, wie er sie nennt, sogar etwas abgewinnen. „Der Umgang mit Feuer, der Widerstand des Materials, das machte mir Spaß, obwohl ich keinen Bezug zu Schmuck hatte“, erzählt der Neunundvierzigjährige. Vier Jahre lernte er das traditionelle Handwerk und folgte strikt den überlieferten Dogmen. „Es ging nur um perfekte Proportionen. Wir sollten zeigen, was für gute Handwerker wir sind.“ Doch ihn habe das geradezu paralyisiert. Die Kreativität blieb auf der Strecke.

Nach der Lehre in Basel bei Kurt Degen arbeitete er zweieinhalb Jahre lang für Georg Spreng bei Schwäbisch Gmünd. Auch da stellte er teuren Schmuck her. Spreng aber war mutiger, forderte ihn mehr heraus, was rückblickend gut für ihn war. Insgesamt aber hemmte ihn die Zeit als Goldschmied. Fast ein Jahrzehnt habe er kein einziges Schmuckstück nach eigenen Entwürfen herstellen können. „Ich war gefangen im hierarchischen Denken der Zunft“, sagt Bielander. Er wollte Künstler werden, aber sich nicht den Disziplinen der Kunst unterwerfen, wollte kein „angewandter Künstler“ werden, sich nicht nur mit der Gestaltung von Alltagsgegenständen beschäftigen. Schließlich bewarb er sich Mitte der neunziger Jahre für die Schmuckklasse von Otto Künzli an der Akademie der Bildenden Künste in München und wurde angenommen, ausgerechnet mit einem Skizzenbuch, das den Titel trug: „Wie kann ich verhindern, dass Schmuck getragen wird“.

Eine der Ideen darin nannte sich „Rauchring“. Aus der Idee wurde an der Akademie ein Projekt: Der Schweizer bekam von Künzli die Freiheit, sich zwei Jahre lang mit nichts anderem als mit der Entwicklung einer Rauchring-Maschine zu beschäftigen. „Es war für mich eine Art Katharsis“, sagt Bielander. „Erst danach konnte ich meine ersten eigenen Stücke herstellen.“

Die Rauchring-Maschine gibt es tatsächlich, und sie funktioniert ganz einfach: Man kauft sich für zehn Euro ein schwarzes Stoffsäckchen und befestigt es in einer hölzernen Vitrine. Das Säckchen muss geöffnet sein, denn über ihr wird der Rauch produziert. Auf Knopfdruck entsteht ein ringförmiger Wirbel, der in das Säckchen hineinschwebt. Ein schneller Zug an der Kordel, schon hat man seinen persönlichen Rauchring in der Tasche.

Doch was macht man mit so einem Schmuckstück? Und ist es überhaupt seine zehn Euro wert? „Es ist natürlich schon auch eine Art Beschiss“, sagt Bielander. Aber eben mit Bedacht: Der Schweizer will den Ringkäufer herausfordern, der bei der Entstehung des untragbaren Schmuckstücks nicht nur zusehen kann, sondern es auch selbst produziert. Bielander macht einerseits auf die Nutzlosigkeit von Schmuck aufmerksam, andererseits auch darauf, dass er reines Begehren ist und oft auch bleibt. Darum soll seine Rauchring-Maschine auch stets Teil einer Schmuck-Ausstellung sein. Nur dann sei der vergängliche Ring als Schmuck-Arbeit verständlich.

Die sechs Jahre an der Akademie waren für Bielander befreiend. „Wir waren ein kleiner Kreis von Studenten“, erzählt der Schweizer. „In meinem Jahrgang wurden überhaupt nur zwei Studenten angenommen – die Neuseeländerin Lisa Walker und ich.“ Vorlesungen oder Unterricht habe es im Grunde nicht gegeben. „Wir diskutierten viel, tauschten uns aus. Doch am Ende stand auch immer die Frage: Was willst du erreichen, was trägst du mit deinen Entwürfen bei?“

Die Akademie bereitete Bielander auf das Dasein des freischaffenden Künstlers vor. Durch sie wurde er zum Wahl-Münchner, und er fand seine Frau. Die Australierin Helen Britton, selbst Schmuckdesignerin, teilt mit ihm und dem Japaner Yutaka Minegishi, ebenfalls einem Meisterschüler von Otto Künzli, seit 2002 ein Studio im Münchner Westend. Jeder geht künstlerisch eigene Wege, und doch sind sie eng verbunden. Als Britton und Bielander 2012 heirateten, war Minegishi ihr Trauzeuge. Den einzigen Schmuck, den Bielander trägt, hat seine Frau entworfen: Es ist ein Teufelsring.

Bielander erarbeitet ausschließlich Sammlerstücke. Er bedient keinen Markt, er schafft sich seinen eigenen. Inzwischen gibt es genügend Liebhaber seiner Arbeiten. Er kann gut davon leben, eigene Wege zu gehen. Mit seiner Cardboard-Serie zum Beispiel. Was wie aus Wellpappe gefertigt aussieht, besteht in Wirklichkeit aus massivem Silber oder Gold. Die Heftklammern, mit denen die Armreifen, Halsketten und die Krone zusammengehalten werden und mit denen sogar der Jesus an seinem Kreuz befestigt zu sein scheint, sind aus Weißgold.

Auch hier ist die Täuschung perfekt: Der Schmuck, der von Kindern aus Papier geschnitten und geklebt worden sein könnte, ist in Wirklichkeit aufwendig geschmiedet. Spätestens wenn man ihn in die Hand nimmt und sein Gewicht bemerkt, erkennt man den tatsächlichen Wert. Wer so ein Unikat trägt, fällt auf, so wie etwa die Moderatorin Bettina Böttinger, wenn sie ihren Cardboard-Armreif in einer ihrer Fernsehsendungen trägt. Damit löst sie bei jedem Betrachter ein Gedankenspiel aus, und genau das ist der Zweck.

So wird es wohl auch Wim van Hees gehen, dem Umweltaktivisten und Vorsitzenden des Vereins Ademloos (Atemos) aus Antwerpen. Er trägt am Revers stets eine Schnecke. Sie wirkt täuschend echt, ist aber ebenfalls aus patiniertem Silber. Warum der Niederländer eine seiner Schnecken trägt, weiß Bielander nicht. „Vielleicht gefällt sie ihm einfach, vielleicht ist sie für ihn ein Symbol unserer behäbigen Zeit, vielleicht will er aber auch nur auffallen oder provozieren.“

Er weiß sogar von einer Amerikanerin, die mit seiner WürGESchlange zum Bäcker geht. Die Schlange misst immerhin 2,50 Meter. Auch da gab es bei ihm anfangs nur den Wunsch, eine Python zu machen. Nur wie und aus welchem Material? Es dauerte Jahre, bis er eine Schlange hergestellt hatte, die sich um den Hals schmiegt fast wie eine Federboa. Das Reptil besteht aus Titan, wiegt nur 350 Gramm und ist beinahe so beweglich wie eine echte Python. Derzeit erweckt Bielander sie zum Leben, zumindest ein bisschen: In einem Museum in Perth wird sie ausgestellt und liegt nur herum, wie er erzählt: „Wäre es nicht toll, wenn sie sich, sobald sich ein Besucher nähert, bewegt? Nur gerade so, dass man sich fragt, ist sie nun echt, oder war das eine optische Täuschung.“

Ein auch für ihn eher ungewöhnliches Schmuckstück wird er bei der Art Basel in Miami im Dezember präsen-



tieren. „Ich wollte eine große Blume machen“, erzählt Bielander und deutet auf ein Geschirrgestell, das er selbst von Hand zusammengelötet hat. Man kann es sogar zum Geschirrtrocknen nehmen, doch das wäre bescheuert, weil es viel zu groß ist. Das „total schrottige Designobjekt“ ergibt gefüllt aber die Blume, die er sich vorgestellt hat, mit Blütenblättern, die aus 18 großen und kleinen Tellern sowie drei Schalen in der Mitte bestehen. Für die weiße Blume nimmt er Porzellan von Hutschenreuther, die rosafarbene wird aus billiger Keramik der türkischen Marke Kutahya Porselen gebildet. Die Blumen von gut 80 Zentimeter Durchmesser setzt er auf Stengel und in Holzvasen, die mit 50 Kilogramm Beton ausgegossen werden. Zwei Blumen habe schon ein New Yorker Küchenchef für sein Restaurant geordert.

Auch wenn er mehrere Blumen produziert, so gelten sie doch als Unikate. „Die Entwicklung dauert viel zu lange, und der Aufwand ist viel zu groß, um nur ein Exemplar herzustellen“, sagt Bielander. Eine Blume müsste 200.000 Euro kosten. Auch darum macht er – wie fast immer – zwölf Unikate. Das ergibt eine Edition und noch keine Serie. Zwölf ist aber auch aus einem anderen Grund eine gute Zahl: „Spätestens wenn ich ein Dutzend von diesen Geschirrhaltern zusammengelötet habe, habe ich die Schnauze voll davon.“ Es ist Zeit für etwas Neues. Eine Idee hat er auch schon.

Schönes Handwerk: Die WürGESchlange aus Titan schmiegt sich um den Hals fast wie eine Federboa. Die Schnecke aus Silber zieht bestimmt keine Schleimspur. Die Brosche Lippe besteht aus Einmachgummi, die Wurst-Kette aus gebogenem Holz alter Thonet-Stühle.

MACH
UNS DIE
WURST



MEISTERSINGER

Salthora Meta X

Auftauchen und abtauchen
im eigenen Rhythmus.

www.meistersinger.de



MAX Der Hocker des Schweizer Designers Willi Glaeser wiegt nur knapp 900 Gramm. Gefaltet passt der Entwurf aus 1,2 Millimeter dünnem Polypropylen-Aluminium-Verbundwerkstoff sogar ins Handgepäck. Das Material ist trotzdem sehr stabil und zudem wetterfest. Die Sitzgelegenheit für unterwegs lässt Glaeser, Jahrgang 1940, von den geschützten Werkstätten der VEBO Genossenschaft in Oensingen produzieren, einem Verein zur Eingliederung behinderter Menschen.



SØBORG Nach dem Krieg, im Jahr 1948, lud das Museum of Modern Art (Moma) zu einer Ausstellung nach New York, die sich mit preiswerten Möbeln befasse. An ihr beteiligte sich auch der Däne Borge Mogensen. Seinen dort gezeigten Stuhl mit Sperrholz-Schale übernahm 1950 der dänische Hersteller Fredericia. Mogensen fügte der Kollektion 1953 noch einen passenden Tisch hinzu. Erstmals kommt sein Søborg-Stuhl nun in einer gepolsterten Version auf den Markt.



NIHAN Der Münchner Pascal Bosetti hat für den Hersteller Poda aus Venlo in den Niederlanden einen Sessel geschaffen, der aus den fünfziger Jahren stammen könnte. Seine zwei gepolsterten Außenschalen fügen sich fast unsichtbar zusammen. Die halbhohle Lehne gibt Halt, der Sitz fällt leicht nach hinten ab. Passend dazu hat Bosetti, Jahrgang 1981, noch einen Fußhocker entworfen.



BARBRY Nicht nur der Barhocker ist nach seinem Designer benannt. Zur Barbry-Kollektion des Franzosen Aurélien Barbry, der zunächst für Jean Nouvel arbeitete, bevor er sich 2007 in Kopenhagen selbstständig machte, gehören auch noch drei Beistelltische in verschiedenen Höhen. Bislang, denn die minimalistisch anmutende Möbelserie für Fredericia soll noch erweitert werden. Sie besteht aus lackiertem Eisen, die Sitzfläche aus Holz mit einem Polster. Barbry hat bei seinem Barhocker in drei verschiedenen Höhen Fußstützen vorgesehen, um Nutzern jeder Körpergröße gerecht zu werden.

SWISS MADE

Am Mittwoch beginnt die Design-Ausstellung
Neue Räume in Zürich. Wir zeigen schon
jetzt die 16 schönsten Entwürfe der Messe.

Von Peter-Philipp Schmitt

PAVO Auf die Schubladen unter der Platte kann man auch verzichten, doch gibt es kaum etwas Praktischeres, um Besteck, Servietten oder Salz- und Pfefferstreuer stets griffbereit zur Hand zu haben. Der Esstisch wird von der neuen Design-Plattform io Selection produziert, hinter der die Schreinerei Innen Oesch aus Steffisburg steht. Entworfen wurde der Tisch aus Eichenholz vom Designkollektiv desoko, das von zwei Grafikern gegründet wurde: Peter Gärtl und Matthieu Bron.



SIR Auch dieser Entwurf scheint aus der Zeit gefallen zu sein. Servierwagen für die Cocktailstunde waren in den zwanziger Jahren modern, doch sie kommen jetzt wieder. Der Entwurf (Mox) aus verchromtem Stahlrohr und pulverbeschichtetem Stahlblech stammt von Frank Urech. Der Designer aus Zürich verzichtet auf jegliche Schnörkel, dafür hat er seine Bar auf vier leichtgängige Inliner-Rollen gestellt, damit sie sich über jeden Bodenbelag und sogar dicke Teppiche schieben lassen.



BUBBLE Fast 70 Jahre alt ist die Leuchten-Serie, die George Nelson schon Ende der vierziger Jahre entwickelte. Den leichten Stahlrahmen seiner Schirme überzog der Amerikaner damals mit einem Netz, das er dann mit harzigem Kunststoff besprühte. Mit dem ungewöhnlichen Gewebe wurden Weltkriegsschiffe eingemottet. Erstmals werden die Pendelleuchten nun auf der Designmesse Neue Räume gezeigt. Importeur für den Hersteller Herman Miller ist das Schweizer Unternehmen Codes Lite.



S3 Am Anfang stand eine Anfrage aus den Vatikanischen Museen. Kein Wunder, dass der Entwurf des Designers Klemens Grund den Spitznamen „Papstregal“ trägt. In Rom habe ihn der Eindruck von in Travertinstein gearbeiteten Profilierungen fasziniert, erzählt Grund. Sie standen Pate für die vorstehenden Holzkannten, die dem Raum Ruhe verleihen. In Länge und Höhe ist das „aus architektonisch konstruktivem Denken“ hervorgegangene Regal (Tecta) beliebig erweiterbar.

FOTOS HERSTELLER



KABATI Das junge Label Pan Mobili wurde erst vor zwei Jahren von Blanca Huss und Felix Krüttli in Zürich gegründet. Die beiden wollen einfache Gebrauchsmöbel entwerfen, die sich aufgrund ihrer Filigranität in vielfältigen Lebenssituationen integrieren lassen. Dazu gehört auch ihr Sideboard aus Mahagoni- (außen) und Ahornfurnier (innen), das auf zwei geschweißten Stahlgestellen ruht. Alle Möbel werden in Kleinerie in Süddeutschland gefertigt, was zu Wartezeiten führen kann, wie Pan Mobili mitteilt.



Y Der Herbst ist da, Zeit für eine Garderobe, die Platz für jede Menge dicker Daunenjacken, Schals und Mützen hat. Baptiste Ducommun hat sich bei seinem Entwurf von der Natur inspirieren lassen und einen Baum geschaffen, der mit seinen zwölf Ästen fast zu schön ist, um ihn mit Kleidung zu behängen. Die herbstliche Skulptur ist 1,75 Meter hoch und besteht entweder aus Eichen-, Nussbaum- oder Eschenholz. Der Schreiner und Designer gründete 2013 sein eigenes Studio in Basel. Die Möbel für sein Unternehmen Klybeck produziert er selbst in seiner eigenen Werkstatt.



SEQ Wie ein altes Schulpult sieht der Sekretär des in Lagos in Nigeria geborenen Designers Charles O. Job aus. Job, inzwischen in Zürich zu Hause, hat den Tisch mit seiner geteilten Platte für den Schweizer Hersteller Mox mit Sitz in Herliberg entworfen. Beine und Gestell sind aus pulverbeschichtetem Stahlrohr, die Tischplatte aus Leichtholz ist furniert mit Eiche. Wer die Hausaufgaben erledigt hat, kann Hefte und Bücher im Tischinneren verschwinden lassen. Zugeklappt wird der Schreibtisch dann zum Esstisch.

ITBED Dieses Bett besteht tatsächlich aus vier Millimeter dicker Wellpappe und lässt sich wie ein Akkordeon zusammenfalten. Es stammt von Valérie Jomini und Stanislas Zimmermann, die vor 20 Jahren in Zürich ihr Label it gründeten. Die beiden Architekten entwerfen und produzieren kompakte und flexible Möbel für ein junges und urbanes Publikum. Ihr Kartonbett, das es in den Größen 90 und 160 Zentimeter gibt, ist zwar überaus stabil, eignet sich aber eher als Ruhestätte auf Zeit, für Gäste oder auch Kinder.



MO-BI-LE Unkompliziert und verspielt sollte seine Leuchte werden. Und so griff der Luzerner Christian Deuber auf das Konzept eines Jochs zurück, das zwei Lichtkörper miteinander verbindet. Versetzt und gekreuzt lassen sich beliebig große Leuchten kreieren. Die Schirme bestehen aus Acrylglas, das Joch aus pulverbeschichtetem Aluminium. Alle Teile werden in Luzern bei lokalen Firmen seriell hergestellt und dann in Deubers Atelier Lichtprojekte in Handarbeit einzeln montiert.



SOLVOLO Die Eichenbretter scheinen zu schweben, werden aber von leicht zurückgesetzten Trennwänden aus schwarzem MDF gehalten. Die Schiebetüren wiederum sind mit Nadelfilz ummantelt. Das verdichtete Naturprodukt, das auch als Dämmmaterial eingesetzt wird, ist schallschluckend. Damit eignet sich das Sideboard, das der in Bern ansässige Designer Benny Mosimann für den Schweizer Hersteller Tossa entworfen hat, auch bestens fürs Schlafzimmer.



STABELLÖ Vor der Stabellö gab es den Hocker. Dem Stuhl mit seinen schrägen, gedrehten Beinen wurde dann vor etwa 500 Jahren eine Lehne verpasst, in die oft ein Herz geschnitzt ist. Das hat praktische Gründe, der Stuhl bekommt einen Griff und lässt sich damit leichter tragen. So ist es auch beim Entwurf der Japanerin Tomoko Azumi (Röthlisberger Kollektion). Ihre federnde Rückenlehne hat so auch ein Gesicht – mit geschwungenen Ohren, die sich als Lehne ergonomisch an den Rücken schmiegen.



BICOCA Christophe Mathieu wurde in Hamburg geboren, wuchs aber in Spanien auf. Für Marset in Barcelona hat er schon etliche Produkte entworfen, zuletzt diese kabellose LED-Leuchte aus Polycarbonat mit schwenkbarem Lampenschirm. Sechs Farben werden angeboten. Wer mag, kann als Zubehör auch einen Untersatz mit einem starken Magneten erwerben, mit dem Bicoca an Metalloberflächen befestigt werden kann. So wird sie sogar zur Wand- oder Deckenleuchte.



Getragen vom Publikum: Sänger Campino gibt beim Konzert in Buenos Aires das letzte Hemd.

Die Toten Hosen gehen angeschlagen ins letzte Konzert ihrer Argentinien-Tour. Sie sind nicht mehr die Jüngsten, Anfang, Mitte 50, das zehrt, vor allem dann, wenn man einen Ruf zu verteidigen hat und keine Lust, sich der Zeit kampflös zu ergeben, weder auf der Bühne noch sonst wo. Campino, Stimme und Gesicht der Band, hat sich schon in Buenos Aires beim ersten der vier Konzerte eine Rippe geprellt oder gebrochen – so genau will er das gar nicht wissen –, als er von der Empore im Club Museum aus zwei Metern Höhe halb sprang, halb sich fallen ließ, den Händen entgegen, die auf ihn warteten wie Tentakel einer fleischfressenden Pflanze. Der Moment hatte etwas Liturgisches, was im katholischen Argentinien selbst unter Antichristen und Punk-Fans sehr gut verstanden wird. Seht da: der Leib.

Der Physiotherapeut, den die Toten Hosen seit 2008 auf Reisen mit dabei haben, hat danach zu bedenken gegeben, dass es im Sinne der Genesung besser wäre, sich zurückzuhalten. Aber er weiß auch: Ein Konzert mit angezogener Handbremse ist für die Toten Hosen keine Option, schon gar nicht in ihrem Sehnsuchtsland, und erst recht nicht vor fast 5000 zahlenden Leuten. Andi, der Bassist, sagt: „Die Argentinier finden es gut, wenn man auf der Bühne ohne Rücksicht auf Verluste agiert, denn sie selbst tun das auch.“ Vom, der aus England stammende Schlagzeuger: „It is like in football: When they love their team, they give everything.“

Als die Abschlussshow im Estadio Obras etwa eine Stunde läuft, spielen die Toten Hosen „Wünsch Dir was“, eines der drei, vier Lieder, die in keinem Set fehlen, eines, das nach direkter Erfüllung verlangt: „Ich glaube, dass die Welt sich noch mal ändern wird und dann Gut über Böse siegt.“ Campino, der diese wie die meisten Zeilen der Hosen geschrieben hat, trägt noch ein Unterhemd, es gibt den Blick frei auf Carlos Gardel, die argentinische Tango-Legende, die er sich auf den rechten Oberarm hat tätowieren lassen. So oft, wie er in seinem Leben schon ins Publikum gesprungen ist, weiß er, dass die Leute unberechenbar sein können, zur Seite treten, ihn am Sack kneifen, das Hemd zerfetzen. Man hat nur den Bruchteil einer Sekunde Zeit, um zu entscheiden, wer Böses will oder – Kokain ist in Argentinien leicht zu bekommen – einfach nur außer Rand und Band ist, um ihm dann zur Not mit dem Mikrofon eins überzuziehen.

„Do you wanna sing with me? Get ready!“, ruft Campino, und wer jetzt „Menschheit!“ brüllt, der lügt nicht. Dann nimmt er Anlauf und springt: wie immer mit dem Gesicht voraus, um den Kontrollverlust, dem er sich so gerne hingibt, zumindest ein bisschen steuern zu können. Was dann folgt, ist halb Überlebenskampf, halb Liebespiel, in jener unauflöslichen Einheit, in der sie in vielen Hosen-Liedern besungen wird. Campino geht auch daraus einigermaßen heil hervor, nur ohne sein Unterhemd. Das nimmt ein Argentinier mit nach Hause, als Trophäe, als Geschenk.

HASTA LA MUERTE

Die Toten Hosen gehen auf Argentinien-Tour. Was suchen sie da? Warum lieben die Fans sie dort so sehr? Unterwegs mit der Düsseldorfer Band in Stadien, Clubs und Wohnzimmern.

Von Timo Frasch, Fotos Daniel Pilar



Wohnzimmer-Atmosphäre: Gitarrist Kuddel, Bassist Andi und Campino (von links) spielen im Privathaus von Fans in Buenos Aires.

Wenn man das sieht, kann man kaum glauben, dass die unbändige Geschichte zwischen den Hosen und Argentinien vor 25 Jahren mit vorsichtigem Abtasten begonnen hat – und zwar von Seiten der Düsseldorfer. Campino hat Ende der Achtziger, Anfang der Neunziger, als die Band nach dem Album „Ein kleines bisschen Horrorschau“ gerade durchstartete, wenig Gutes mit dem Land am anderen Ende der Welt verbunden. Ihm war eingetrichtert, wie seine Mutter, eine Engländerin, bestes Rindfleisch in den Mülleimer warf, nachdem sie bemerkt hatte, dass es aus Argentinien stammte, dem Feind aus dem Falkland-Krieg. Auch dass Diego Maradona bei der Fußball-WM 1986 die Engländer aus dem Turnier beförderte und danach noch die Dreistigkeit besaß, sein mit der Hand erzielt Tor Gott in die Schuhe zu schieben, wollte Campino nicht aus dem Kopf gehen.

Da kam 1992 die Anfrage für einen Gig in Buenos Aires – von einem jungen Fan aus Karlsruhe, bei dem sie Ende der Achtziger eines ihrer Wohnzimmerkonzerte gespielt hatten. Er arbeitete inzwischen in Argentinien und verkehrte in der dortigen Punk-Szene, in der die Toten Hosen zu ihrer eigenen Überraschung bereits ein Begriff waren. Die Band war skeptisch, wie so oft bei Anfragen aller Art. Aber diesmal obsiegte ihre bis heute ausgeprägte Abenteuerlust, zumal ihnen der Karlsruher die Flugtickets schickte.

Schon die Ankunft in Buenos Aires muss überragend gewesen sein. „Das ging am Flughafen los, dass die Grenzbeamten

uns mit offenen Armen begrüßten“, sagt Campino. „Wir haben das für ‚Versteckte Kamera‘ gehalten, aber die hatten halt Zeitung gelesen. In Argentinien reden die Leute über Politik wie unsereiner übers Wetter, wahnsinnig gebildete Leute sind das, und die wussten eben, dass da eine Band aus Europa kommt. Das war eine so warmherzige Begegnung, dass ich mich für mich selber geschämt habe, was ich für einen Quatsch über Argentinien gedacht hatte. Ich habe danach dem lieben Gott versprochen, ich werde nie mehr über ein Land urteilen, in dem ich nicht selber war.“

Kurz kehrte die Skepsis zurück: als sie in den Halley Rock Club kamen, wo sie

am 11. September 1992 im Anschluss an die argentinische Punkband Pilsen spielen sollten, und kaum einer da war – zunächst. Aber aus den wenigen Zuschauern abends wurden nachts sehr viele, die es nicht bloß beim Zuschauen belassen wollten, sondern sich selbst als Teil der Show begriffen. In jener Nacht erlebten die Hosen zum ersten Mal, dass Rock- und Punkmusik für die Argentinier, die lange unter Diktatoren gelitten hatten, nicht bloß Zerstreuung oder vage Hoffnung war, sondern, wie Leadgitarrist Kuddel sagt, ein „Befreiungsschlag“, eine „Explosion“.

Es folgten spektakuläre Auftritte in Argentinien. Das Wohnzimmerkonzert für

einen toten Hund, angeblich ein Hosen-Fan, der leider kurz vor dem Gig gestorben war. Oder das Überraschungskonzert auf einem Mini-Balkon über einer belebten Straße, die zum Schluss aus allen Nähten platzte. Auch im Club Museum, in dem sie heute Abend ihre erste Show der gut einwöchigen Tour spielen, haben die Hosen Maßstäbe gesetzt. In ihrem Fall kann das schon mal heißen: knapp an der Katastrophe vorbei. Im Jahr 2000 hatte hier das Publikum, kaum war der erste Akkord gespielt, wie ein wilder Stier gegen die Absperrgitter gedrückt, so dass die Bühne erst nach hinten geschoben wurde und dann in der Mitte auseinanderbrach: Stromausfall.

Vom, der damals zum ersten Mal in Argentinien mit dabei war, verschwand samt Arbeitsgerät im Orkus, und Campino konnte mit Megaphon die Leute hinten, die nicht wussten, was los war, gerade noch vom Äußersten abhalten und auf den nächsten Tag vertrösten – da war der Club zum Glück noch frei.

Dass derlei heute nicht passiert, ist der Job von Schande. Der Hesse, um die 60, Ziegenbart und tätowiertes Ohrfläppchen, ist Mitglied der Black Devils. Mit dem Rockerclub arbeitet die Band seit langem in Sachen Sicherheit zusammen. Früher war Stress bei Konzerten normal, vor allem mit Skins und Rechtsradikalen. Wenn sie sich provoziert oder bedroht fühlten, kannten auch die Hosen kein Pardon, zumal dann, wenn sie auf Speed oder irgendwie sonst drauf waren. Als Campino einmal bei einem Konzert in der Frank-



Auf Tour: Die Bandmitglieder haben ihre eigene Mischung aus Nähe und Distanz gefunden.



HASTA LA MUERTE

furter Batschkapp sah, wie umsichtig die Devils dort für Ruhe sorgten, das heißt: nicht ohne Grund auf die Leute einprügeln, hat die Band sie engagiert.

Schande steht ein paar Stunden vor Konzertbeginn mit Kippe im Mund an der Bühne und hadert mit dem, was er da sieht. „Man könnt' grad meinen, die Argentinier machen das zum ersten Mal.“ Scharfe Kanten sind nicht abgeklebt, das Absperrgitter, das einen schmalen Graben zwischen Bühne und Publikum schafft, dürfte so, wie es jetzt ist, ohne Extra-Stützen, dem Druck des Publikums nicht standhalten. Auch der Backstage-Bereich hätte bei deutschen Genehmigungsbehörden schlechte Karten: durchgesessene Sofas und ein Klo, bei dessen Anblick Jennifer Lopez sofort ihre Crew entlassen würde. Dafür gibt es die liebenswerte Köchin Monica, eine Veteranin der argentinischen Punkszene, die Empanadas gemacht und für Campinos Stimme Ingwer und Zitrone bereitgelegt hat. Humberto, eine Art Reiseleiter in der gut zehnköpfigen Hosen-Crew, bittet freundlich darum, man möge das Klo durchwischen, bevor die Band kommt. Doch das geht im Trubel unter. Die Hosen werden später keine Notiz davon nehmen. Im Gegenteil: Nichts anderes als eben so ein Klo scheinen sie erwartet zu haben auf dieser Tour, die nicht nur eine Reise nach Süden ist, sondern auch eine Zeitreise in die eigene Vergangenheit, in der sie noch nicht die berühmteste deutsche Band waren.

Breiti, der zweite Gitarrist, taucht als Erster im Museum auf. Er ist ein ganz anderer Typ als Campino, wie überhaupt jedes der Bandmitglieder ganz anders zu sein scheint als die jeweils anderen. Kudde meint, man sei am Anfang, also vor 35 Jahren, irritiert gewesen, warum Breiti kaum mit einem geredet habe. „Das ging allen so – bis man merkte, das ist einfach Breiti, der redet kein unnützes Zeug, der macht keinen Smalltalk. Wobei sich das sehr gebessert hat. Im Vergleich zu früher ist er jetzt der Sunnyboy schlechthin.“ Breiti sagt: „Ich liebe es, mit 'ner Gitarre in der Hand auf die Bühne zu gehen. Aber ich muss wirklich nicht im Mittelpunkt stehen.“

In Argentinien drängt sich das allerdings auf. Denn Breiti, weit gereist, ist der Einzige der Hosen, der richtig gut Spanisch spricht. Er gibt einem argentinischen Radiosender ein Interview. Das mache er gerne. Er findet, die Journalisten hier seien besser vorbereitet als viele in Deutschland, interessierter, ohne vorgefertigte Meinung. In der Heimat polarisieren die Hosen. Gegner halten ihnen seit ihrer Gründung vor, sie seien keine Punks mehr oder noch nie welche gewesen. Auf diese alberne Idee

In Hochform:
Campino bereitet
sich im Club
Museum auf
den Sprung vor.



**HASTA
LA
MUERTE**

kämen die Argentinier tatsächlich nicht. Aber sie haben es auch einfacher, die Band gut zu finden: Hier sind die Hosen zwar eine große Nummer, aber doch klein genug, damit sich ihre Anhänger als verschworene Gemeinschaft gegen den Mainstream fühlen können. Breiti wird gefragt, was er an den argentinischen Fans besonders schätzt. Er sagt: ihre Loyalität.

Zwei Meter weiter sitzt Campino auf einem der ranzigen Sessel, auch er gibt ein Interview. Anders als in Europa müsse man hier nicht beweisen, was man für ein toller Hecht ist, sagt er dem Reporter. Und: Selten hätten sie sich mit ihrem Humor so verstanden gefühlt wie in Argentinien. Weitere interessante Sachen sind dabei, aber die meisten Leute im Raum hören gerade Breiti zu.

Campino hat ein komplexes Verhältnis zu seiner Rolle als Frontmann, für die er, wie man bei jeder Bühnenshow sehen kann, nun wirklich geboren ist. Manchmal ironisiert er sie, manchmal leidet er unter ihr, aber man merkt doch auch, dass er sie für sich beansprucht, gerade in Gesprächssituationen, wenn er glaubt, etwas Wichtiges oder Witziges von ihm könnte ungehört bleiben. Seine Stimme wird dann lauter, er betont bestimmte Signalwörter. Hätte er diesen Impuls nicht, er wäre vielleicht kein so guter Texter.

Ein Signalwort, das in Argentinien immer zieht: Ramones. Oder, wie sie es hier mehr singen als sagen: Ra-mo-nes. Jeder argentinische Reporter will zu der amerikanischen Punkband etwas wissen, denn nirgendwo war sie populärer als hier. Die Hosen sind nicht dumm, sie kannten diesen Hintergrund, als sie 1992 ihren ersten Gig auf argentinischem Boden mit dem Ramones-Song „Blitzkrieg Bop“ eröffneten. 1996 spielten sie dann als Vorgruppe beim Abschiedskonzert der Amerikaner – das war der endgültige Durchbruch. Im River-Plate-Stadion kletterte Campino damals über einen Lichtmast aufs Dach und brannte oben ein bengalisches Feuer ab. Das Bild, das die Fahrgäste in einem vorbeifahrenden Zug an ihrem Verstand zweifeln ließ, ist zu einer Ikone der argentinischen Musikgeschichte geworden. „In dem Moment“, sagt Campino zum Reporter, „dachte ich wirklich, ich könne fliegen.“

Die Hosen verehren die Ramones, einerseits. Andererseits haben sie im Kontakt mit ihnen auch in Abgründe geblickt. Andi, der inzwischen backstage in der Umkleidekabine angekommen ist, sagt: „Man merkte, dass zwischen Joey und Johnny etwas massiv nicht in Ordnung war. Das willst du von deinen Helden nicht sehen.“ Der Tourneeveranstalter der

Alles im Blick:
Seit 35 Jahren
funktioniert die
Band, und jeder
spielt seine Rolle.

Hosen, Kiki Ressler, in Argentinien mit an Bord, begleitete einst auch die Ramones. Seine Verbundenheit mit der Band dokumentierte er durch mehrere Tattoos. Doch als er erlebte, was hinter den Kulissen abging, ließ er sie überstechen.

„Sollte es irgendwann bei uns so weit kommen“, sagt Andi, „dann hoffe ich, dass wir die Größe haben zu sagen: Lass uns das beenden.“ Danach sieht es derzeit nicht aus. Natürlich gibt es auch bei den Hosen immer wieder Meinungsverschiedenheiten, zum Beispiel über die Frage, in welche Fernsehsendungen sie gehen oder wie viele Coverversionen sie bei einem Auftritt spielen sollen. Mit einem bekannten Lied hat man die Leute überall auf der Welt sofort im Sack. Aber sollte man nicht selbstbewusst zu den eigenen Sachen stehen? Und ist der Kick nicht noch größer, wenn man sich die Gunst des Publikums erkämpfen muss?

Die Hosen reden auch nicht besonders viel miteinander, haben sie nie gemacht, ist vielleicht so ein Jungs-Ding. Und es ist auch nicht so, dass sie in Argentinien ständig beieinander hängen. Breiti ist viel mit argentinischen Freunden unterwegs, Andi mit seiner Frau Carla – sie hat die wunderbare Gabe, die Bandmitglieder, wenn sie hochfliegen oder niedergeschlagen sind, durch einen Spruch auf Normalnull zu bringen. Und Vom, der unglaublich lustig ist, aber auch ein bisschen chaotisch, verbringt viel Zeit auf seinem Hotelzimmer, um endlich mal in Ruhe Schreibkram zu erledigen.

Doch die Band funktioniert seit 35 Jahren, und wenn es nicht so seelenlos klänge, würde man sagen: wie eine Maschine. Man kann aber auch sagen: wie ein sehr gutes Auto, das vielleicht nicht das schnellste, schönste oder komfortabelste ist, aber unverkennbar und zuverlässig ohne Ende. Privat gehen die Hosen durchaus unterschiedliche Wege. Andi zum Beispiel fühlt sich wohl in Düsseldorfer Künstlerkreisen, der Fotograf Andreas Gursky ist ein Freund, während Vom nach wie vor lieber in die Schwaden kleiner Clubs abtaucht. Campino hat einen Sohn in Berlin. Kuddel, zweifacher Vater, lebte lange auf dem Land.

Doch sie haben nach wie vor eine gemeinsame Ebene, sie mögen es, zusammen zu sein, vor allem auf Tour, in diesem Zwischenreich, in dem die Orte und Tage verschwimmen und in dem sich jede Sekunde die Tür zu einem unermesslichen Raum an Erinnerung auftun kann: „Du bist irgendwie lost“, sagt Kuddel, „und doch ganz bei dir.“

Zwei Stunden vor dem ersten Konzert steht draußen vor dem Museum eine Menschentraube. Ein Lufthansa-Pilot und eine Flugbegleiterin sind happy. Sie waren zufällig für den Hinflug der Hosen eingeteilt. Auf gut Glück sind sie am frühen Nachmittag ohne Karten zur Halle gekommen – und stehen nun auf der Gästeliste. Andere Fans sind nur wegen der Band über den Atlantik geflogen. Weil es für dieses Konzert in Deutschland keine Karten gab, haben sie zum Teil Hosen-Devotionalien mitgebracht, um sie bei argentinischen Fans gegen Tickets zu tauschen. Die Kontakte organisiert hat Gaby, eine Straßenverkäuferin aus Buenos Aires, die auf Facebook die argentinische Hosen-



HASTA LA MUERTE

Fangruppe gegründet hat. So hat sie auch Bonnie kennengelernt, eine Deutsche, die vor Jahren über das Freiwilligenprogramm „Weltwärts“ in Argentinien gelandet ist und nun den Fans Sprachunterricht gibt, mit einschlägigen Arbeitsmaterialien: „Hallo, ich heiße Vom. Wie heißt du? – Mein Name ist Breiti. Wie ist dein Name?“

Drinne geht es allmählich in den Tunnel, was die Hosen aber nicht so eng sehen. Jedenfalls ist die Umkleidekabine noch immer ein Taubenschlag. Während sich Campino mit Klaviermusik auf dem Ohr einsingt, wird er vom Physiotherapeuten an den Knöcheln getaped – eine Vorsichtsmaßnahme. Viele Tinkturen und Döschen stehen herum: Unterstützung, Prophylaxe, Beruhigung. Im Moment ist die Band in guter körperlicher Verfassung. Das war bei der letzten großen Tour anders. Andi hatte sich da beim Skifahren die Schulter gebrochen, so dass er gerade noch so den Bass bedienen konnte, Campino hatte angerissene Achillessehnen, und der linke Meniskus war im Eimer. Nachts nach den Konzerten trafen sie sich im Spa-Bereich ihres jeweiligen Hotels, um, wie es der Physio sagt, im Schwimmbad oder auf dem Fahrrad „positive Reize zu setzen“. Sie nannten das „geriatrische Sportgruppe“.

Das, was Campino nun vollführt, sieht nicht nach Geriatrie aus: Übungen aus dem Thaiboxen, die Beine breit bis fast zum Spagat. Andi sitzt mit Kopfhörer am Laptop, spielt noch mal ein paar Basslinien durch, Breiti auf der Gitarre das Intro von „Hier kommt Alex“, das ihm vor vielen Jahren in seiner Minibude in Düsseldorf-Flingern zugeflogen ist wie ein Vogel aus dem Paradies. Man merkt, die Jungs sind angespannt. Die Erwartungen an Argentinien sind, unausgesprochen, immer etwas höher als an Deutschland, vom Heimspiel in Düsseldorf vielleicht abgesehen. Werden sie dem gerecht? Und wie ticken die Argentinier heute?

Allein Vom, der noch in der Unterhose dasteht, scheint locker. Er schaut an sich hinunter auf den Bund mit der Aufschrift „Wednesday“. Es ist Samstag. „I always mix them up“, sagt er. Zum Heißwerden spielt die Band „Teenage Kicks“ von den Undertones, ein Lied, das sie für ihr Hommage-Album „Learning English, Lesson 2“ eingespielt haben. Vom nutzt den Tisch als Drum. Kurz vor neun – die Playlist, die aufs Intro hinführt, läuft bereits – kommt Tourneeveranstalter Kiki von draußen: „Lange Schlange, Blaulicht, alles, wie es sich gehört.“ Andi: „Das ist scheiße, wenn Leute draußen warten müssen. Lass uns zwei Stücke einschieben vor dem Intro.“ Ein alter Freund der Hosen, ehemals Sänger

After-Work-Party:
Die Hosen geben
im Club Roxy ein
Spontankonzert.



der argentinischen Punkband Attaque 77, kommt, um Hallo zu sagen. Er kämpft gegen Lungenkrebs, trotzdem verabredet man einen kleinen Gastauftritt. Für die Hosen sind solche Spontanaktionen mehr Lebenselixier als jede Tinktur, für die Roadies bedeuten sie hingegen Stress: Wie kriegen sie den neuen Mann so kurzfristig noch aufs Mischpult?

Noch ein paar Minuten. Andi: „Lass mal machen.“ Die Band stellt sich im Kreis auf, vollführt eine Art Stammestanz, bei dem jeder dem Vordermann im Kreis tippelnd auf die Schulter klopft. Ein Schlachtruf dringt aus der Mitte, irgendwo zwischen Parodie und Ernst. Als Vom anfängt, „Drü Chünüsin müt düm Kün-trübüs“ zu singen, beginnt draußen das Intro, das Zeichen für: kein Zurück mehr. Die fünf spannen den Bogen, „Glück“, hat die Autorin Judith Hermann mal geschrieben, sei „immer der Moment davor“, Campino kickt noch einmal mit dem rechten Bein hoch zu seiner linken Hand, „Hey! Hey! Hey!“, schallt es von draußen, dann, um 21.14 Uhr, lassen sie los.

Es beginnt mit dem Lied „Urknall“ von der neuen Platte, ungefähr 300 Beats pro Minute, nie haben die Hosen schneller gespielt. Vor allem Campino war bisher immer der Ansicht, dass man in Argentinien auf der Bühne ununterbrochen Vollgas geben müsse, „das Rad am Laufen halten“, nennt er das, damit das Publikum gar nicht auf dumme Ideen kommt. Ruhige Lieder, so dachte er, der auch in dieser Frage das letzte Wort hat, würden nicht funktionieren, schon wegen der Textlastig-

HASTA LA MUERTE

keit. Doch nachdem vor dieser Tour viele Argentinier in Fanforen gerade danach verlangt hatten, haben sie beschlossen, es diesmal anders zu machen.

Also spielen sie nach „Pushed again“, dem Song, der für die Band wichtig ist, weil er gezeigt hat, dass sie auch auf englisch funktionieren, nun ganz zurückgenommen „Alles passiert“. Es ist ein trauriges, aber auch schönes Lied über das Ende einer großen Liebe. Das Publikum erweist ihm durch gespannte Andacht seine Ehre. Und doch merkt man Campino an, dass er, der wahnsinnig viril sein kann, aber auch anfechtbar und zerbrechlich, sich seiner Sache nicht hundertprozentig sicher ist. „Gracias, thank you for your patience“, sagt er danach, als sei er froh, dass keine Bierflaschen auf die Bühne geflogen sind.

Objektiv betrachtet ist es ein geiles Konzert. Die Lieder von der neuen Platte fügen sich nahtlos ein, bei „Alles aus Liebe“ klettert Campino hoch auf die

Empore, um die Köchin Monica zu umarmen, unten im Graben sind die beiden Securitys Schande und Toni schweißüberströmt, weil sie im Sekundentakt Leute, die auf den Händen der anderen nach vorne bugsirt werden, wieder auf die Beine stellen. Als die Band das erste Mal von der Bühne geht, nach „Hier kommt Alex“, kickt das Adrenalin. Kuddel, der bis Anfang dreißig so viel getrunken und genommen hat, dass er seither clean ist, wirft den Kopf nach hinten und schreit an die Decke: „Ich fang wieder an zu saufen – und zu koksen auch!“

Die Hosen haben geliefert. Jetzt wäre der Moment für die Argentinier, ihr hypnotisches Hosen-Lied anzustimmen. Über setzt heißt es: „Tote Hosen, ich liebe euch jeden Tag mehr, Oooh, Tote Hosen, das ist ein Gefühl, das ich nicht bändigen kann.“ Aber es bleibt still, fast so still, wie es bei fast 2000 Leuten still sein kann. Die Band spielt danach natürlich noch ein paar Zugaben. Es bleibt ein geiles Konzert. Aber als sie das letzte Mal von der Bühne kommen, merkt man, dass etwas nicht stimmt, nicht ganz jedenfalls.

Andi schließt hinter sich die Tür zur Umkleidekabine, sagt zu allen, die nicht zum inneren Kreis gehören: „Gebt uns ein paar Minuten.“ Als sich danach die Tür wieder öffnet, ist Campino schon bei der Manöverkritik. „California“ war scheiße, „Alles passiert“ nett, aber keine Pflicht.“ Einer aus der Crew: „Das Publikum wusste, dass ihr eh nochmal auf die Bühne kommt. Das ist das Ritual.“ Andi: „Zum Ritual gehört aber auch, dass sie singen.“ Carla:

„Ganz ehrlich, mir hat’s gefallen, das ist jetzt echt keine Schleimerei.“ Andi: „Okay, sagen wir, es war ein 3:1.“ Liverpool-Fan Campino, ein Freund von Jürgen Klopp: „Kloppo würde jetzt sagen: Gab Fehler in der Abwehr, Umschaltspiel muss besser werden.“ Er grinst schon wieder ein bisschen. Von draußen schallt es: „Tote Hosen, ich liebe euch jeden Tag mehr.“ Andi: „Jetzt singen sie, zwei Stunden später.“

Am nächsten Tag ist konzertfrei. Auf dem Programm steht Fußball, Erstliga-Derby zwischen Independiente und Racing. Mariano Asch, Verbindungsmann der Hosen in Buenos Aires und Hardcore-Fan von Independiente, hat Karten besorgt. Eigentlich sollte die Band auf dem Rasen geehrt werden, als ausländische Rekordhalter mit den meisten Auftritten in Argentinien. Doch das haben sie freundlich, aber bestimmt abgelehnt. 90 Prozent der Zuschauer wüssten doch gar nicht, wer sie seien. Außerdem wollen sie sich nicht vereinnahmen lassen. Andi: „Überlebensregel Nummer eins in Argentinien: niemals Vereinstrikots anziehen – dann finden dich fünf gut, der Rest scheiße.“

Fußball ist für die Band wichtig. Das bedeutet nicht, dass alle so oft zu Spielen gehen wie Campino, Breiti und Andi. Kuddel und Vom sind heute nicht mit dabei. Trotzdem haben auch sie verinnerlicht, dass der Spirit der Band nicht der eines Orchesters oder eines Ensembles ist, vielleicht noch nicht einmal der einer Band, sondern der einer Mannschaft.

Es gibt einige Gründe, warum die Hosen ausgerechnet in Argentinien so be-

liebt sind. Weil sie zu den wenigen Künstlern gehören, die auch dann noch gekommen sind, als die Wirtschaft und die Währung am Boden lagen und es nichts mehr zu verdienen gab. Auch ihr Sportsgeist spielt eine wichtige Rolle. Mit Campinos Worten: „Vielleicht verbindet uns mit den Argentinern unsere Art, den Fußball zu lieben – klar nach vorn, rennen bis zum Schluss, auch wenn es nicht immer gut aussieht, versuchen, noch den letzten Ball zu kriegen, und wenn er unters Stadionsdach geht, scheißegal.“ Das sei wie in England in den unteren Ligen, sagt er – und hat auf diese Weise auch noch den Bogen gefunden ins Heimatland seiner Mutter.

Campino ist der Emotionale, Breiti der Analytische. Auf der Fahrt zum Spiel sprechen wir auch mit ihm über Fußball, den englischen. Auf die Frage, warum er ihn schätze, hat Breiti sofort kristallklare Argumente parat. Erstens: Die englischen Fans haben die besten Gesänge. Zweitens: Die Engländer spielen auch im Winter mit kurzärmligen Trikots, Rumstehen geht da nicht. Drittens: Schwalben sind geächtet. Viertens: Das Publikum bejubelt ein Tackling genauso wie ein Tor. Die Hosen haben früher selbst bei jeder Gelegenheit ein Match gemacht, und sei es gegen die Kellner in irgendeinem Hotel. Breitis Platz war dann immer in der Abwehr. Und Campino? „Der ist ein guter Abwehrspieler“, sagt Breiti, „aber natürlich will er immer nach vorne.“

Das Spiel Independiente gegen Racing wird dem Ruf des argentinischen Fußballs



Am Flipper: Andi (Mitte), seine Frau Carla und Campino besuchen einen Freund in Buenos Aires.

nicht gerecht, nur am Schluss sorgt eine Straßenschlacht zwischen Ultras und Polizei für ein bisschen Abwechslung. Andi und andere aus der Hosen-Gruppe sind da schon auf dem Weg nach La Plata, eine Stunde südöstlich von Buenos Aires, wo an diesem Abend Guns n’ Roses spielen. Aber deswegen gehen sie nicht hin, denn keiner aus der Band mag Guns n’ Roses, sie wollen zur Vorgruppe, zu The Who. Es ist schwer zu sagen, warum es bei Pete Townshend, dem Who-Frontmann, inzwischen 72, stimmig wirkt, wenn er wie eh und je seinen rechten Arm wie einen Propeller um den Gitarrenkorpus kreisen lässt, und warum man bei Axl Rose ein

Störgefühl hat, wenn er sich in die Rockstarposen von früher wirft. Jedenfalls verlässt die Hosen-Gruppe bei „Welcome To The Jungle“, dem vierten Lied im Set von Guns n’ Roses, das Stadion, ohne dass einer protestieren würde.

Andi, zu vorsichtigen Urteilen neigend: „The Who fand ich super, die Performance von Axl war jetzt nicht so meine Welt.“ Vom, mit der Zunge nicht viel langsamer als mit seinen Sticks: „The Who just showed me, why they have been there for so long: just brilliant, how they built the show, professional great players. They are not the sort of band that would do something with half a heart, they give everything



Abgedreht: Bassist Andi sucht bei einem Konzert im Teatro Opera in La Plata die Nähe der Fans.



„Ich glaube, die haben wir heut’ gut bedient“: Campino (links) und Andi nach dem Wohnzimmerkonzert. Die Stimmung war so gut, dass sogar die Polizei vorbeischaute.

Salaten. Auch einige Deutsche sind da, die Wege in der Expat-Community von Buenos Aires scheinen kurz zu sein. Zu Hause haben die Hosen mit Deutschland lange gehadert, ein bisschen tun sie das heute noch. In einem Lied von 1988 heißt es: „Es gibt tausend gute Gründe, auf dieses Land stolz zu sein, warum fällt uns jetzt auf einmal kein einziger mehr ein.“ Hier, in Argentinien, können sie damit unbefangener umgehen – und ihre Fans auch. Eine junge Frau aus dem Ruhrgebiet, die in Buenos Aires für Volkswagen arbeitet, sagt: „Für mich sind die Hosen ein Stück Heimat.“

Bevor der Gig beginnt, ziehen wir uns kurz mit Mariano Asch auf zwei Plastikstühle zurück. Er hat den Weg der Hosen in Argentinien von Anfang an begleitet, erst als Fan – bei ihrem ersten Konzert in Argentinien war er 17 –, später als ihr Mann am Ort, der Konzerte organisiert und sich ums Merchandising kümmert. Natürlich profitiert er von ihnen, aber das allein erklärt nicht, was er über sie sagt: Er schätze die Hosen als Menschen, die in entscheidenden Momenten für ihn da gewesen seien. Als er ihnen vom Ende seiner Ehe schrieb, habe ihn Campino sofort angerufen und ihm eineinhalb Stunden gut zuredet. Danach habe sich der Sänger im Wochenrhythmus erkundigt, ob alles in Ordnung sei. Auch die Band habe Charakter bewiesen, indem sie zum Beispiel die Preise für Merchandising-Produkte niedriger gehalten habe als üblich: „Of course they made a lot of money, but they didn't cheat on people.“

Wir bitten Mariano um eine kurze Charakterisierung der Bandmitglieder. „Campi, of course, is the face, he is the one every journalist wants to interview; such a charismatic guy, jumping from the stage and all the shit he does.“ Er lacht – das kann man erst mal so stehen lassen. Über Andi sagt er: „He is pretty much in control of all the art, all the merch, all the design.“ Tatsächlich ist Andi nicht nur der Mann fürs Optische, sondern das Auge der Band, er hat immer im Blick, was aus dem Innersten nach außen dringt. Während Campino ein völlig natürliches Verhältnis zu Kameras hat, ist es kaum möglich, Andi zu fotografieren, ohne dass er in die Linse schaut. Man könnte ihn auch als eine Art Mutter der Kompanie bezeichnen: Er passt auf die Anderen auf, sie wenden sich an ihn, wenn es Probleme gibt.

„Breiti“, sagt Mariano, „is more into the finance and all the social work they do.“ Er pflegt die Kontakte zu Organisationen wie Oxfam oder Pro Asyl, die sie unterstützen. Überhaupt ist Breiti politisch ziemlich im Film, auch was Argentinien angeht. Zusammen mit Andi bildet er außerdem die „AG Bühne und Licht“. Über Vom sagt Mariano: „He is very important for the band: He is the one, who will always make you smile.“ Abgesehen davon ist Vom ein sehr guter Schlagzeuger, der sich in kürzester Zeit komplette Sets draufschaffen kann und dem klar ist, wie man Hosen-Lieder spielen muss: nicht filigran, sondern physisch. Außerdem ist er sehr nah dran an den Fans und kennt im Musikbusiness Gott und die Welt, was für eine Band, die sich nie nur als deutsch begriffen hat, sehr wichtig ist.

„Kuddel“, sagt Mariano schließlich, „Kuddel is the music.“ Natürlich fallen auch Breiti und Campino immer wieder gute Melodien ein, aber tatsächlich ist Kuddel der musikalische Kopf der Band, der am Instrument konkurrenzlos ist, dem am meisten Lied-Ideen kommen – und der

HASTA LA MUERTE

dafür von allen möglichen anderen Verpflichtungen freigehalten wird. „Without Kuddel“, sagt Mariano, „they probably couldn't work as a music band, just as a company.“

Es ist der Tag des Massakers von Las Vegas. Campino fragt seine Kollegen in dem Schlafzimmer, das heute als Umkleide dient, ob er dazu was sagen soll. Er selbst entscheidet sich dann dagegen: „Die Leute freuen sich hier seit Wochen ohne Ende auf dieses Konzert, da muss ich vor denen keinen auf betreten machen.“

Um neun stürzt sich die Band vom Schlafzimmer im ersten Stock ins Wohnzimmer hinunter. Sie steigen ein mit „Opel-Gang“. Als der Song geschrieben wurde, waren die meisten hier noch nicht mal geboren. Trotzdem geht der Irrsinn direkt los. Schon nach wenigen Minuten ist erreicht, was Vom über ein ideales Konzert sagt: „It's no longer you and me, it's us.“ Während im hinteren Bereich des Wohnzimmers die Masse wie von Zauberhand geführt immer kurz vor dem Mischpult stoppt und zurück in die andere Richtung schwappt, bilden vorne Toni und Schande einen Kordon zwischen dem Publikum und der Band, zusammengehalten nur durch ihre schweißnassen Hände. In einem Moment, als der Druck von hinten besonders groß wird und vorne einer weint, aber nicht aus Traurigkeit oder Schmerz, da hat man den Eindruck, dass die beiden Securitys jeden Moment zusammenklappen. Campino singt „Leg deinen Kopf an meine Schulter, es ist schön, ihn da zu spüren“, das Publikum folgt lauthals Kuddels Gitarre, so wie sie es hier in Argentinien mangels Textverständnis im Zweifelsfall machen – lalalalalalalalala –, und was macht Toni? Er zwinkert einem zu und lächelt.

Mariano, der jetzt wieder ganz Fan ist, sagt: Das bewundere er übrigens auch noch, dass die Hosen vor 100 Leuten mindestens so viel geben wie als Headliner bei Rock am Ring. Bei „Wünsch Dir was“



Danach: Das Wohnzimmerkonzert hat Spuren hinterlassen.

nickt Campino Andi zu, kurz darauf fliegt die Haustür auf, und die beiden stürmen nach draußen ans Eisentor, vor dem die Leute aus der Nachbarschaft bereits in Fünferreihen stehen. Campino und Andi, inklusive Bass, sitzen schon oben, abgestützt von Schande und Toni, „Ja ich glaube an die Ewigkeit, und dass jeder jedem mal vergibt“, als zwei Polizisten kommen und die Band auffordern, ins Haus zurückzugehen. Monica, die Köchin, die auch wieder da ist, sagt: „So ist das hier: Wenn man die Polizei braucht, ist sie nicht da, aber wenn man sie nicht braucht, kommt sie.“

Bis zum Ende des Konzerts werden sie noch zwei Mal für die Leute auf der Straße gespielt haben. Danach ist die Stimmung in der Umkleidekabine ganz anders als vor zwei Tagen im Museum: beschwingter, alberner, glücklicher. Gerade mal 100 Leute haben das geschafft, plus fünf natürlich. Campino sagt: „Ich glaube, die haben wir heut' gut bedient.“ Die Songs, die neu ins Set gekommen sind, hätten sehr gut funktioniert. „Wie sagt Kloppe immer? Rotieren, rotieren.“

Wenn man den Hosen ans Bein pinkeln wollte, was im Lauf ihrer Karriere schon mancher gemacht hat, dann hätte man diesen Text mit der Schilderung der Wohnung beginnen können, in der sie am Tag nach dem Wohnzimmerkonzert zu Besuch sind. Ein offenbar erfolgreicher Tätowierer und gleichzeitig guter Freund der Band hat sie eingeladen: Essen vom Feinsten, Trinken auch, auf einer Großleinwand läuft ein Stones-Konzert, und vom oberen Stockwerk kann man durch eine Glasscheibe auf die Oldtimer-Sammlung einen Stock tiefer blicken. „Wenn man darüber schreibt“, sagt Breiti, „dann muss man fairerweise auch erwähnen, dass unser Freund jahrelang in einer Minibude in einem Hochhaus gewohnt hat. Und man müsste schreiben, dass alle anderen, die wir in Buenos Aires besucht haben, in kleinen Wohnungen leben.“

Was auch immer mal wieder versucht wurde: die Hosen musikalisch madig zu machen. Ihre Songs seien simpel gestrickt, sie könnten zu wenig an den Instrumenten. Abgesehen davon, dass das ein lächerlicher Vorwurf an eine Band ist, die aus dem Geiste des Dilettantismus geboren wurde, gehen die Hosen damit zusehends lockerer um. Als Breiti fragt, warum wir kein Steno lernten, bei dem vielen Mitschreiben wäre das doch nützlich, fragen wir ihn, warum er keine anderen Instrumente gelernt habe, könnte ja auch nützlich sein. Er antwortet: „Richtig Gitarre lernen wäre schon ein Anfang.“

Wäre zu viel Virtuosität sogar gefährlich für die Hosen? „Nee“, sagt Breiti, „Virtuosität ist immer nur dann gefährlich, wenn die Leute andauernd zeigen müssen, dass sie total geile Musiker sind und damit jedes Lied ruinieren.“ Kuddel ist nicht so ein Typ. Er ist die Bescheidenheit und Sanftmut in Person, auch wenn man ihn auf seine zentrale musikalische Rolle anspricht. „Das war vielleicht noch am Anfang so“, sagt er, „als die anderen erst mal in ihr Instrument reingerochen haben. Aber gerade, was Live-Auftritte angeht, sind Andi und Breiti längst auf Top-Niveau, Vom sowieso.“ Im übrigen seien die Hosen nicht dafür bekannt, dass sie auf der Bühne studiomusiktaugliche Qualität abliefern. „Aber wir funktionieren als Band. Das, was da rauskommt, das hat Druck.“

Zwei Tage nach dem Wohnzimmerkonzert treten sie in La Plata auf, einer Studentenstadt, in einem ehemaligen Theater. Allein die Zahl der Leute, die schon vor Beginn des Konzerts ihre T-Shirts ausgezogen haben, lässt erahnen, dass es heute laufen wird. Für einen toten Fan spielt die Band „Nur zu Besuch“, das stille große Lied von Campino über seine verstorbene Mutter. Sie haben es noch nie in Argentinien gespielt, „weil uns der Mut gefehlt hat“, wie der Sänger mal sagte.

Aber heute tut es der Stimmung überhaupt keinen Abbruch, bringt niemanden aus dem Rhythmus, keiner hat das Gefühl, sich dafür entschuldigen zu müssen. „It's all about confidence“, sagt Vom – und der an Körpergröße kleine Mann, der aus einer ziemlich rauen Gegend in England kommt, weiß, wovon er spricht.

„Das war heut' einer mehr als beim ersten Konzert“, sagt Breiti nach der Show. „Wir hatten alle im System drin, dass es in Argentinien eine gewisse Wildheit gibt, die war am ersten Tag eben nicht hundertprozentig da. Vielleicht lag es daran, dass wir erst die Tickets fürs Obras verkauft haben und dann die fürs Museum, dass also die nervösesten Fans zum letzten Konzert kommen.“

Man könnte die Geschichte über die Toten Hosen und Argentinien nun in einer orgiastischen Beschreibung des Abschlusskonzerts münden lassen – es wäre nicht falsch, aber auch nicht vollständig. Denn der letzte Abend hat auch etwas von einer großen Familienfeier. Viele Eltern sind mit ihren Kindern gekommen, auch Russo ist da, der Radiomoderator, der als Erster in Argentinien die Hosen gespielt hat. Auch ihn fragen wir, warum sie hier so gut funktionieren, und er sagt: weil sie zwar Punks seien, aber auch einen Sinn hätten für Schönheit, Melodien, Glück. „Die Hosen live sind viel mehr als eine Band auf der Bühne, es sind Freunde, die zu Hause für mich spielen.“

Natürlich ist auch Monica, die Köchin, wieder da, Campino widmet ihr das „Liebeslied“, in dem es – richtig – um die unauflösliche Einheit von Kampf und Liebe geht. Vor „Wünsch Dir was“ hält Campino das Rad an, lässt das Publikum singen: „Tote Hosen, ich liebe euch jeden Tag mehr, Oooh, Tote Hosen, das ist ein Gefühl, das ich nicht bändigen kann.“ Er sagt: „Muchas gracias, you're making us very happy.“

Wie viele Jahre kann das so weitergehen? Das fragen sich die Hosen in einem Song, den sie erst 2017 veröffentlicht haben, der sich aber anhört, als wäre er schon ewig da. Die Antwort geben sie selbst, in der Sprache Argentinien: „Hasta la muerte“. Bis zum Tod. ◀



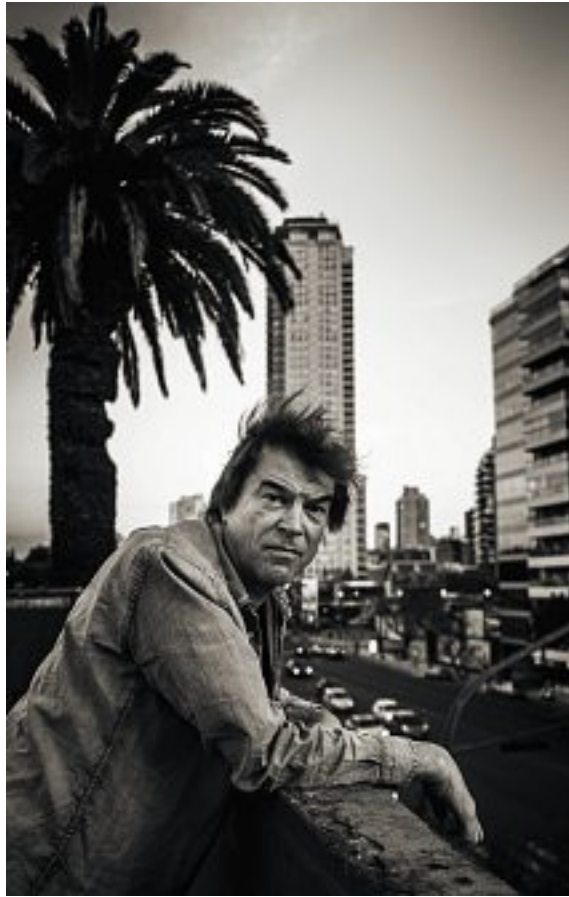
Breiti, eigentlich Michael Breikopf, musste schon früh ohne Vater auskommen. Vielleicht ist er deshalb so autark: Der zweite Gitarrist, der fließend Spanisch spricht, macht, wenn es irgendwo zwickt, seine eigenen Gymnastikübungen, er kümmert sich auch selbst um sein Bühnenoutfit – was bei seinen paar T-Shirts allerdings nicht allzu komplex ist. Wie Campino, mit dem er zeitweise in Düsseldorf aufs Gymnasium ging, hat Breiti eine starke Bindung zu England. Seine Mutter kam als Kriegsflüchtling für einige Zeit bei einer englischen Familie unter und wurde dort sehr gut behandelt. Solche Erfahrungen bedingen auch das politische Engagement der Toten Hosen, etwa für Pro Asyl oder Oxfam, für die Breiti der Hauptansprechpartner ist.

BIS ZUM BITTEREN ENDE

Die Toten Hosen sind ein Team aus Individualisten. Aber was heißt das jetzt genau? Und wer ist eigentlich wer?



Kuddel, eigentlich Andreas von Holst, war der erste der Hosen, der Vater wurde. Die Angst der anderen, dass er die Band nun vernachlässigen könnte, erwies sich als unberechtigt. Kuddel ist der musikalische Kopf, aber auch eine wichtige Textidee stammt von ihm: „Eisgekühlter Bommerlunder“. Im Probenraum führen er und Campino das Wort. Außerhalb gehört Kuddel zu den ruhigen Zeitgenossen. Dabei kann man sich mit ihm hervorragend über Gott und die Welt unterhalten – am besten über Gitarren. Will man ihm eine Freude machen, geht man mit ihm in eines der wenigen Geschäfte auf der Welt, die sich auf Gitarren für Linkshänder wie ihn spezialisiert haben.



Campino, eigentlich Andreas Frege, ist Sohn eines Richters und einer englischen Intellektuellen, die für ein Aufbauprogramm ins zerstörte Deutschland kam. Die Heimat der Mutter ist für ihn Herzenssache: Er ist Fan des FC Liverpool, brach sich sogar mal den Fuß, als er aus Frust über das Ausscheiden seines Klubs aus der Champions League gegen eine Mülltonne trat. Er spielt leidlich Trompete und, seit die Hosen zuletzt mit Gerhard Polt und den Biermösl Blosn wieder auf Tour waren, auch ein bisschen Alphorn. Einmal sprang bei einem Auftritt eine Punkerin für den kranken Campino ein. Es zeigt sich: Jeder in der Band ist unersetzlich, mancher ist noch unersetzlicher.



Andi, eigentlich Andreas Meurer, gehört zum Urbestand der Band. In Mettmann wohnte er in der Nachbarschaft von Campinos Familie, spielte mit ihm Hockey. Andis musikalische Laufbahn begann als Roadie und Fotograf von Campinos und Kuddels Band ZK. Bei den Hosen übernahm Andi den Bass. Er begann mit zwei Saiten, heute ist er bei vier. Sein Vater, der sich im Springer-Verlag ums Anzeigen-geschäft kümmerte, war anfangs nicht begeistert vom Weg des Sohns, Journalist wäre ihm lieber gewesen. Später war er versöhnt. Andis Mutter war eine enge Bezugsperson für die Hosen. Als sie jüngst starb, veröffentlichte die Band eine Anzeige, angelehnt an den Text von „Draußen vor der Tür“: „Obwohl du uns bleibst, fehlst du uns sehr.“



Vom, eigentlich Stephen George Ritchie, hat kurz bei einer Versicherung gearbeitet, aber ihm war wohl selbst klar, dass das eher ein Witz ist. Musik ist sein Leben: Mit 13 war der begabte Mick-Jagger-Imitator zum ersten Mal auf Tour. In Essex lernte er den Punk von der Pike auf: Mal schoss ihm einer mit der Luftpistole in den Hintern, mal musste ihm sein Vater, der Voms Drumset von Club zu Club kutscherte, gegen Schläger zu Hilfe eilen. Vom ist kein Gründungsmitglied, er stieß in den Neunzigern dazu, von 1998 an ersetzte er den Schlagzeuger Wölfi, der aus gesundheitlichen Gründen aufhören musste. Anfang 2018 erscheint ein neues Album seiner Zweitband Cryssis.



Dieser Oma fehlt der Sinn für die leichte Muse: Im Film „Coco“ versucht Abuelita sogar mit Mitteln der Gewalt, ihren Enkel von Mariachi-Musikern fernzuhalten.

Frau Krampfert, können Sie in drei Sätzen erklären, wie bei Pixar ein Animationsfilm entsteht?

Das Wichtigste ist eine gute Geschichte. Wenn die steht, kann man sich überlegen, wie die Figuren aussehen. Sind die Figuren entworfen, geht es an den digitalen Part: Wir modellieren sie, die Animatoren animieren sie. Dass alle Abteilungen dabei eng zusammenarbeiten, ist für ein gutes Ergebnis sehr wichtig.

Im Abspann des neuen Films „Coco“ steht neben Ihrem Namen die Berufsbezeichnung „Character Technical Director“. Was bedeutet das?

Das ist ein weiterer Begriff. Character Technical Director ist jeder, der an den Figuren arbeitet und etwas Technisches macht. Meine eigentliche Berufsbezeichnung bei Pixar ist Modeler und Rigger. Das heißt, ich modelliere die Figuren zunächst digital, als würde ich eine Figur aus Ton modellieren, nur eben am Computer. Dann verpasse ich den Figuren ein Skelett, das ist das sogenannte Rigging. Nur so können meine Kollegen in der Animations-Abteilung die Figuren danach bewegen.

Insgesamt dauert die Arbeit an einem Film drei bis vier Jahre. Zu welchem Zeitpunkt kommen Sie ins Spiel?

Ich würde sagen, dass die Kollegen schon seit zwei Jahren arbeiten, ehe wir an Bord kommen. Zur Halbzeit also.

Wie die Figuren aussehen sollen, steht schon fest, wenn Sie mit der Arbeit anfangen?

Richtig, denn hier bei Pixar bin ich ja nicht im Design Department. Ich lasse sie sozusagen digital entstehen. Wobei es auch immer wieder Möglichkeiten gibt, ein bisschen mit zu entwerfen. Für viele der Menschen und Skelette, die in „Coco“ im Hintergrund zu sehen sind, haben wir zum Beispiel gar keine Designs mehr bekommen. Da hieß es einfach: Macht mal Menschen, die mexikanisch aussehen. Also konnten wir uns ein bisschen austoben. Einen Mann habe ich dem Kerl nachempfunden, der im Taco-Truck bei mir um die Ecke am Grill steht.

Wie sieht es mit den Protagonisten aus? Besonders stolz bin ich auf Urgroßmutter Coco mit ihren vielen Falten. Das war eine tolle Arbeit, die Falten habe ich alle

„Ich freue mich immer über einen Bösewicht“

Tanja Krampfert von Pixar über das Modellieren von Trickfiguren, die Suche nach der perfekten Falte und den neuen Film „Coco“

Interview Patrick Heidmann



Aus Muggensturm bei Rastatt in die Pixar-Studios bei San Francisco: Diesen Weg hat Tanja Krampfert hinter sich. Nach dem Abschluss als staatlich geprüfte Grafikdesignerin in Karlsruhe studierte sie Kommunikations-Design an der Fachhochschule für Technik und Gestaltung in Mannheim. 2003 begann sie ein Aufbaustudium der Animation an der Filmakademie Baden-Württemberg in Ludwigsburg. Nach dem Diplom arbeitete sie am Kinofilm „Der rote

Baron“ mit, zudem an einer Kinderserie für das ZDF sowie an Werbeproduktionen. Seit acht Jahren ist die Einundvierzigjährige nun bei der Animations-Firma in Emeryville. Dort wirkte sie unter anderem an den Filmen „Cars 2“, „Merida“ und „Alles steht Kopf“ mit. Vor dem Kinostart des neuen Pixar-Films „Coco“ am 30. November trafen wir sie an ihrem Arbeitsplatz. Dorthin war sie nach der Geburt ihrer ersten Tochter erst wenige Wochen zuvor zurückgekehrt.

modelliert, die sind nicht bloß gezeichnet. Und für Frida Kahlo war ich auch zuständig. Überhaupt habe ich die meisten Frauen abgedeckt, glaube ich.

Zufall?

Nein, wir nennen das Typecasting. Ich bekomme oft die Frauen zugeteilt, weil die mir scheinbar liegen. Und alles, was süß sein soll, Tiere und Kinder zum Beispiel. Aber ich freue mich immer, wenn ich auch mal an etwas anderem arbeiten darf, einem Bösewicht zum Beispiel. Oder der strengen Abuelita in „Coco“. Nach der hatte ich gezielt gefragt, weil ich auch mal eine kantige Person gestalten wollte, die so gar nicht süß ist.

Welche Vorgaben bekommen Sie für die Figuren? Wie präzise sind sie schon entworfen? Unterschiedlich. Im Fall von Urgroßmutter Coco war alles recht vage. Für sie gab es nur ein paar Zeichnungen, die dann Basis meiner Arbeit waren. Bei der Urgroßmutter Imelda dagegen, die unser kleiner Held im Land der Toten trifft, gab es sogar eine Skulptur als Vorlage. Da habe ich eng mit der Designerin Daniela Strijleva zusammengearbeitet.

Die Arbeit der Designer ist noch nicht abgeschlossen, wenn Ihre beginnt?

Nein, wir haben immer wieder gemeinsame Sitzungen. Da probieren wir bei mir am Computer stundenlang aus, wie es aussehen könnte, wenn ein Skelett wie Imelda Lippen hat und Lippenstift trägt. Alle, die an einer Figur arbeiten, nennt man bei Pixar Buddys, Kumpel. Ich habe also einen Design-Buddy und einen Animations-Buddy. Mit Daniela habe ich so eng zusammengearbeitet und mich so gut mir ihr angefreundet, dass sie vor der Geburt meiner Tochter die Babyparty für mich ausgerichtet hat.

Wie lange kann man sich mit Details wie den Falten der Urgroßmutter Coco beschäftigen?

Oh, da würden Sie staunen. Es müssen viele Fragen abgewägt werden: Wie realistisch sollen Falten sein, wie stilisiert oder cartoonig? Auf welche Weise hebt sie sich nicht zu sehr ab von den anderen Menschen, sieht aber trotzdem aus, als wäre sie 100 Jahre alt? Wir haben sicher 100 unterschiedliche Vorschläge gemacht, wie die Falten aussehen könnten.

FOTOS PIXAR



Aber noch ist alle Hoffnung nicht verloren: Auf dem Weg zurück ins Reich der Lebenden hilft dem ambitionierten Jungmusiker Miguel schon mal eine magische Ringelblumenblüte.

Alles nach dem Prinzip Versuch und Irrtum oder auch durch Recherche?

Beides. Natürlich probiere ich vieles aus, aber ich habe auch viel bei Google gesucht – und natürlich Leute beobachtet. Es gab peinliche Situationen, wenn ich auf der Straße eine Frau sah und dachte: „Wow, die hat aber eine tolle Falte!“ Da musste ich mich oft zusammenreißen, um nicht zu fragen, ob ich ein Foto machen kann. Als ich für „Alles steht Kopf“ an dem Baby arbeitete, habe ich in jeden Kinderwagen gestarrt, der meinen Weg kreuzte. Ich habe sicher mancher Mutter Angst gemacht.

Die Pixar-Filme sind doch Animationsfilme, die nicht unbedingt realistisch sein müssen. Warum all die Recherchen? Es hilft ungemein, wenn man das Reale kennt. Bei „Coco“ sind unsere Skelette nicht realistisch, aber trotzdem haben wir uns mit Anatomie beschäftigen müssen. Genauso wie ich damals bei „Merida“ viel über die Anatomie von Bären gelernt habe, als ich den Bären modeln musste. Erst wenn man weiß, wie die Wirklichkeit aussieht, kann man sich bewusst von ihr entfernen.

Woher weiß man, dass man die perfekte Lösung gefunden hat? Gibt es einen Moment, in dem man spürt, dass eine Figur fertig ist?

Die Entscheidung muss jemand für mich treffen. Ich habe nie das Gefühl, dass eine Figur perfekt ist. Wenn man mich ließe, würde ich ewig weiter daran feilen. Ich finde immer etwas, das man verbessern könnte.

Übernimmt das der Regisseur? Oder haben Sie mit dem nicht viel zu tun?

Doch, das ist zum Glück bei Pixar anders als bei europäischen Firmen, für die ich früher gearbeitet habe. Da war es immer wie stille Post: Der Modeler spricht mit dem Teamleiter, der mit dem Supervisor, und der geht dann zum Regisseur. Da hatte man nie direkten Kontakt. Hier kommt der Regisseur mindestens alle zwei Wochen zu mir ins Büro und guckt mir über die Schulter. Manchmal haben wir bei „Coco“ jede Woche zusammen diskutiert.

Ihre Arbeit ist nur ein kleiner Teil des Filmprojekts. Sehen Sie, wenn Sie im

„Ich freue mich immer über einen Bösewicht“

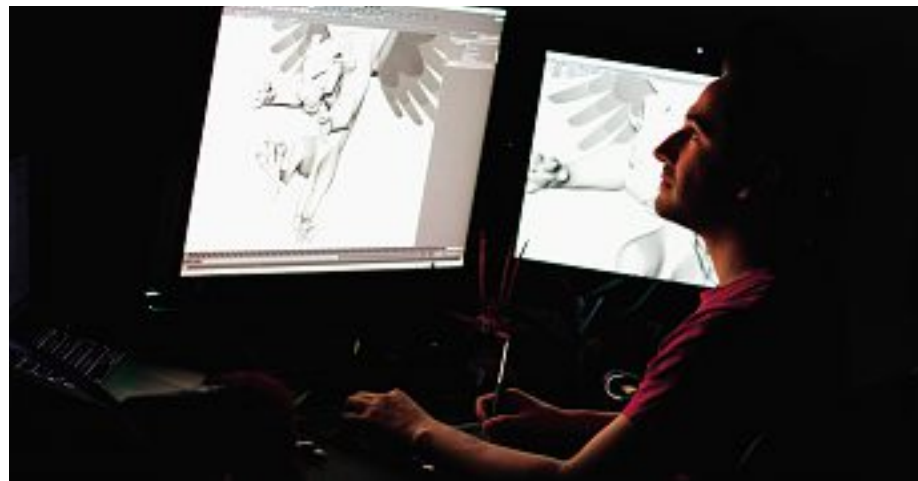
Kino sitzen, überhaupt noch, was Sie selbst gemacht haben?

Durchaus. Wenn ich auf die Figuren achte, an denen ich gearbeitet habe, sehe ich das Design von Daniela, aber auch etwas von dem, was ich gemodelt habe. Und viel von meinem Animations-Buddy.

Trotzdem sind Sie und Ihre Kollegen meist kleine Rädchen im großen Pixar-Getriebe. Befriedigt das auf Dauer?

Natürlich sind wir alle auch ein bisschen Künstler und ein wenig eigen. Wahrscheinlich würde jeder von uns gerne noch mehr gelobt werden und häufiger einen Schulterklopper kriegen. Aber ich glaube, die meisten von uns wissen, welchen Beitrag sie zu diesen tollen Filmen leisten – wir sehen ihn ja auf der Leinwand. Das ist als Befriedigung nicht schlecht. Zudem spürt man bei Pixar Wertschätzung für die Angestellten.

Wie groß ist der kreative Anteil an Ihrer Arbeit, wie groß der technische? In meinem Job kommt beides zusammen, relativ gleichberechtigt. Insgesamt ist meine Arbeit nicht so technisch wie bei anderen Riggern, schon allein weil ich Grafikdesign studiert und das Technische erst bei Pixar gelernt habe.



Lange Tage am Schirm: Technical Director Alonso Martinez arbeitet an „Coco“.

Träumen Sie davon, selbst einen Film zu inszenieren?

Ich bin gerne Teil eines großen Teams. Ich habe damals an der Filmakademie meinen Abschlussfilm fast alleine gemacht. Das habe ich genossen, aber es war auch ein Riesenstress. Das brauche ich nicht unbedingt nochmal. Wenn ich es wollte, würde ich bei Pixar auf offene Ohren stoßen. Viele Mitarbeiter schlagen eigene Ideen vor oder drehen Kurzfilme, das wird von den Chefs unterstützt. Am Ende braucht man ohnehin beides: die Leute, die ihr eigenes Ding durchziehen wollen, und die Teamspieler dahinter, die das erst möglich machen.

Wie ist es zu Ihrer Karriere beim Animationsfilm gekommen?

Schon als Kind habe ich alle Disney-Filme geliebt und war ein echter Film-Nerd. Mir war klar, dass ich beruflich mal in die künstlerische Richtung gehen würde, aber ich hatte nie daran gedacht, etwas mit Zeichentrickfilmen zu machen. In Deutschland oder zumindest in der Ecke von Baden-Württemberg, aus der ich komme, ist das als Berufsmöglichkeit nicht sehr präsent. Dann habe ich aber, als ich als Grafikdesignerin arbeitete, von der Filmakademie in Ludwigsburg gehört und mich dort für den Bereich Animation beworben.

Hatten Sie da schon eine Karriere bei Pixar im Kopf?

Pixar ist in Sachen Animationsfilm so was wie der Heilige Gral, aber von der süddeutschen Provinz ist das weit entfernt. Man denkt schon über Jobs im Ausland nach, ich hatte etwa bei meinem

Diplomfilm, einer stilisierten Geschichte über einen kleinen dicklichen Hund im Zoogeschäft, schnell das Gefühl, dass ich mit meinem Stil in Deutschland nicht weit komme. Tatsächlich habe ich dann nach dem Studium erst bei einer Firma gearbeitet, die Computereffekte für Filme wie „Der rote Baron“ machte. Von dort ging es nach England, zu Aardman Animations, die unter anderem für „Wallace & Gromit“ berühmt sind. Dort habe ich am Film „Piraten“ mitgearbeitet, bevor ich ein Angebot von Pixar bekam.

Um Animationsfilme zu machen, muss man raus aus Deutschland?

Ich habe den Eindruck, dass es in Deutschland und Europa viel besser wird. Ich höre von immer mehr spannenden Filmen, die in Europa gemacht werden, in Paris zum Beispiel passiert sehr viel. Aber natürlich ist das kein Vergleich zur Branche in Amerika.

Erinnern Sie sich an Ihren ersten Arbeitstag bei Pixar?

Leider ja. Als mich Pixar-Chef John Lasseter in den Arm nahm, lief ich rot an – ich war ein riesengroßer Fan von ihm und seiner Firma. Auch sonst war ich vor Aufregung wahrscheinlich recht peinlich. Das hat sich zum Glück schnell gelegt. Aber meine Begeisterung ist geblieben.

Die deutsche Heimat vermissen Sie nicht?

Doch, natürlich, meine Familie und Freunde. Und Brezeln und Schwarzbrot. Zudem vielleicht das Konzept der Elternzeit. Ich musste neulich drei Monate nach der Geburt wieder anfangen zu arbeiten, während mir meine Freundinnen in Deutschland von zwei Jahren Mutterschaftsurlaub vorschwärmen. Aber ich will mich nicht beschweren, bei mir hat alles super geklappt. Ich bin nach drei Monaten gut wieder in den Job reingekommen, und Pixar ist auch gut auf arbeitende Mütter eingestellt. Wir haben Mutterräume und können das Kind zur Arbeit mitbringen.

Rückkehr nach Deutschland ausgeschlossen?

Nein, die könnte ich mir durchaus vorstellen, auch wenn ich wirklich sehr gerne hier lebe. Vielleicht wenn meine Tochter in die Schule kommt. Ich weiß aber, dass in Sachen Arbeit mein Job hier bei Pixar kaum zu toppen sein wird.

„Was wird einer jungen Generation Schmuck in 50 Jahren bedeuten?“ Sabina Belli (Pomellato) mit Rittrato-Ringen.



Macht Platz!

Schmuckmarken richten sich zwar vor allem an Frauen. Die Geschäfte lenkten aber meist Männer. Das ändert sich jetzt, ausgerechnet in kritischen Zeiten.

Von Jennifer Wiebking

Eine Frau, die sich einen Schutzhelm aufzieht, um auf einer Baustelle zu prüfen, wie die Arbeiten vorangehen, ist heute keine Seltenheit mehr, zum Glück. Aber Geschlechtergleichheit herrscht trotzdem so wenig wie umgekehrt im Lehrerzimmer von Grundschulen. Das hat natürlich nicht nur mit Chancen zu tun, sondern vor allem mit Interessen.

Hélène Poulit-Duquesne ist jedenfalls eine Frau, die sich alle paar Tage den orangefarbenen Schutzhelm aus dem Regal in ihrem Büro nimmt und sich zur Baustelle aufmacht. Dort prüft sie, wie die Arbeiten vorangehen. Bis Ende des nächsten Sommers ziehen sie sich in jedem Fall noch, sagt sie. Dabei arbeitet Hélène Poulit-Duquesne auf dieser Baustelle gar nicht als Ingenieurin. Sie ist eher so etwas wie die Bauherrin, als Geschäftsführerin der Luxusschmuckmarke Boucheron.

Die Branche hatte bis vor nicht allzu langer Zeit an der Spitze etwa so viele weibliche Führungskräfte zu bieten wie die Baubranche. Ausgerechnet, könnte man sagen, denn das Interesse an Diamanten ist ja seit Jahrhunderten ebenfalls recht eindeutig geschlechterspezifisch.

Lange verhielt sich die Aufteilung in Sachen Schmuck etwa so: Eine Frau trug den Schmuck, den für gewöhnlich ein Mann ihr geschenkt hatte. Zuvor war er von einer Frau oder einem Mann entworfen worden, in enger Abstimmung mit der Geschäftsleitung, an deren Spitze wie selbstverständlich ein Mann stand. Heute nimmt man Schmuck anders wahr, die Märkte ändern sich, und diese Aufteilung verschiebt sich ebenfalls. Immer mehr Frauen kommen auf den Chefetagen der Schmuckmarken an. Jetzt scheint man ihnen die Aufgabe zuzutrauen.

Es ist noch nicht alles weiblich verantwortet, was glänzt. Aber es wird immer mehr. Da wäre Hélène Poulit-Duquesne, die seit zwei Jahren ihren Job bei Boucheron in Paris ausübt. Da wäre Sabina Belli, die ebenso lange in der gleichen Position bei Pomellato in Mailand arbeitet. Und Eva-Lotta Sjöstedt, die seit vergangenem Jahr bei Georg Jensen in Kopenhagen die

Geschäfte führt. Oder Chabi Nouri, seit Anfang dieses Jahres bei Piaget in Genf.

Diese Frauen sind nicht einfach so vom Himmel auf ihre Chefessell gefallen. Sie haben sich ebenso bewiesen wie ihre männlichen Konkurrenten, mindestens. Chabi Nouri hat lange bei Cartier gearbeitet, Eva-Lotta Sjöstedt hat zuvor Karstadt geleitet, und das war wahrlich kein einfacher Job. Bei Georg Jensen ist sie jetzt die erste Frau an der Spitze, so wie Hélène Poulit-Duquesne bei Boucheron und Sabina Belli bei Pomellato.

Chabi Nouri ist sogar die einzige Frau, die eine Marke des Richemont-Konzerns führt, und macht schon mit neuen Marketingaktivitäten und dem Aufbau des Online-Geschäfts von sich reden. Dass es bald mehr Frauen in Führungspositionen werden könnten, daran soll der Präsident der Gruppe, Johann Rupert, im November vergangenen Jahres keinen Zweifel gelassen haben. Die Ergebnisse waren 2016 nicht so richtig berauschend ausgefallen. Gegenüber Investoren sagte der südafrikanische Unternehmer daraufhin angeblich, er wolle künftig weniger graue Männer sehen und insbesondere weniger graue französische Männer. Es fehle ihnen an Frauen und überhaupt an Vielfalt.

Frauen sollen es also richten, in kritischen Zeiten. Der Bedarf an Luxusuhren ist allmählich gesättigt, die Nachfrage nach Schmuck wächst. Seltsamerweise haben aber die Unternehmen noch kein richtiges Verständnis von Marken. Ausgerechnet Schmuck ist eine der letzten Branchen, in denen Marken noch immer eine untergeordnete Rolle spielen. Schuhe, Küchentische, Lippenstifte, Baby-Bodys, Kugelschreiber – hinter fast jedem Produkt stehen in globalisierten Zeiten große Marken, die sichtbar sein wollen und mit ihrer Selbstdarstellung auch Kunden locken. Bei Schmuck ist das anders.

Aber es ändert sich, und zwar schnell. Waren vor zehn Jahren nach Meinung vieler Fachleute noch 90 Prozent des Marktvolumens nicht von Marken dominiert, sind es heute nur noch 80 Prozent. Um so aggressiver müsste dieser Aufbau nun betrieben werden.

Bei Boucheron steht im kommenden Jahr das 160. Jubiläum an. „Das ist ein großes Ereignis für uns“, sagt Hélène Poulit-Duquesne, die an diesem Vormittag in ihrem Eckbüro an der Rue de la Paix in Paris sitzt. „Wir wollen zeigen, wer wir sind und wer wir sein werden.“ Daher ist es ihr so wichtig, auf der Baustelle an der Place Vendôme, ein paar Meter weiter, präsent zu sein. „Wir verändern dort alles, die Boutique wird größer, mit einer dritten Etage, und darüber zieht das Atelier.“

Der Gründer des Hauses, Frédéric Boucheron (1830 bis 1902), war der erste Juwelier an diesem Platz. Hélène Poulit-Duquesne glaubt weiter an diesen so feinen wie teuren Ort, das zeigen die aufwendigen Renovierungsarbeiten. Aber sie weiß auch, wie wichtig die Präsenz in der virtuellen Welt ist. Seit sie Chefin ist, gibt es hier eine Digitalstrategie.

Am Empfangstresen mag an diesem Vormittag noch eine Tüte bereitstehen, die gleich ein Kurier abholt. Der Empfänger: ein Mann. Die Adresse: das Hotel Park Hyatt um die Ecke. Aber die Luxushäuser erleben nun, Jahrzehnte nach anderen kundennahen Branchen, dass Frauen die kostbaren Stücke nicht nur besitzen, sondern auch selbst in den Läden kaufen wollen. Es sind jetzt nicht mehr vornehmlich Männer, die viel Geld für etwas ausgeben sollen, das später verschenkt wird. Frauen machen sich diese Freude immer öfter selbst. Sie verdienen ja genug.

Die Boucheron-Chefin erzählt von Frauen, die nicht auf Weihnachten warten, sondern sich beschenken, nachdem in der Bank oder im Unternehmen die Boni verteilt wurden. Und Eva-Lotta Sjöstedt sagt, viele ließen sich das Schmuckstück sogar einpacken, als Geschenk an sich selbst. „Das sehen wir am Verhalten unserer Kundinnen in den Boutiquen.“

Die Chefinnen der Schmuckmarken können viel direkter mit diesen Kundinnen reden, von Frau zu Frau. „Ich hatte nie das Gefühl, als Frau in dieser Branche benachteiligt zu sein“, sagt Hélène Poulit-Duquesne, die früher für den LVMH-Konzern arbeitete, 1998 zur Richemont-Marke Cartier wechselte und seit Herbst

2015 auf dem Chefessell bei Boucheron sitzt. „Dass wir jetzt mehr sind, ist großartig, denn als Frau, die mit Schmuck zu tun hat, denkt man automatisch darüber nach, wie etwas zu tragen ist.“

Die Boucheron-Chefin erzählt freimütig, wie sie mit ihrer Kreativ-Direktorin im Büro die Stücke persönlich anprobiert. „Als Frau betrifft mich Schmuck direkt, bei Männern ist das ja anders.“ Zum Beispiel Ohrringe: „Wenn die zu schwer sind, kann man nach einem langen Abend Kopfweh bekommen.“ Ohrringe sind in dieser Hinsicht wie Schuhe: Sie müssen sitzen. Oder Broschen: „Eine Brosche darf nicht nach vorne fallen.“

Solche Kriterien werden wichtiger, denn die Kundinnen tragen diese Kostbarkeiten auch wirklich oft, statt sie einfach nur im Safe zu lagern. Besonders trifft das auf den Schmuck von Pomellato zu, dem Mailänder Schmuckhaus, das seinen fünfzigsten Geburtstag nun mit einer Serie aus Mineralsteinen begeht. Sie kosten nicht Zehntausende Euro, sondern sind schon für vierstelligen Beträge zu bekommen. Und sie richten sich an eine Klientel, die in Schmuck nicht nur das Statussymbol erkennt: an die Frauen selbst. „Es zeigt, dass wir die Schönheit von Steinen mehr schätzen als ihren kaufmännischen Wert“, sagt Sabina Belli, die an diesem Nachmittag in der Zentrale im Süden von Mailand sitzt, mit einem Blick auf den mit Bambus bepflanzten Innenhof, in dem ein Wasserfall plätschert.

Die Geschäftsführerinnen treten in dem Bewusstsein an, dass die Bedingungen in der Branche rauher werden. „Es gibt schon keine Rubine mehr“, sagt Sabina Belli. „Und wenn man sich überlegt, dass auch das Ende vieler weiterer Edelsteine absehbar ist, ist es verrückt, auf der Welt noch weiter nach Diamanten zu suchen.“ Die Mineralstein-Stücke sind also auch in dieser Hinsicht ein Signal.

„Frauen blicken anders auf den Wert von Schmuck“, sagt Belli. Vielleicht geht es ihnen tatsächlich mehr um die Schönheit, die eben auch in einem Mineralstein stecken kann, als um den eigentlichen Wert. Oder es könnte zumindest in Zu-



„Das Verhalten unserer Kundinnen zeigt uns: Schmuck ist auch ein Geschenk an sie selbst.“ Eva-Lotta Sjöstedt (Georg Jensen) mit der Vivianna-Uhr.



„Als Frau betrifft mich Schmuck direkt.“ Hélène Poulit-Duquesne (Boucheron) mit dem Nevesta-Ring aus der Serie L'Anneau d'Or.



FOTOS ARNO LAM PHOTOGRAPHY, PETER KRASINKOFF, HERSTELLER (4)

PERFEKTER BLEISTIFT – BLACK EDITION

IM MAGNUMFORMAT



schreibt

radiert

spitzt

WWW.GRAF-VON-FABER-CASTELL.DE



Chronometer Co-Axial
mit Lederarmband
von Omega

SINNBLIND

Sehen, hören, riechen,
schmecken – und fühlen.
Wir tasten uns an den
fünften Sinn heran,
mit Schmuck und Uhren
dieses Herbstes.
*Fotos Marius Uhlig
Styling Almut Vogel*



Mantel mit offener
Saumverarbeitung von
Loewe, vergoldete
Ohringe von Ana
Khouri x Narciso
Rodriguez, Ring aus
Roségold mit Malachit
von Bulgari



Baumwoll-Bluse mit
Rüschen und Midi-Rock
von Atlantique Ascoli,
vergoldeter Armreif von
Charlotte Chesnais



Schwarzes Kleid in
Midi-Länge mit
Knöpfung vorne von
Lemaire, einzelner
vergoldeter Ohrhring von
Orit Elhanati



Weißes Seidenbluse
von Boss, Armreif
aus Roségold mit
30 Brillanten und zwei
Onyx-Steinen von Piaget,
Ring aus Roségold
von Hermès



Baumwollkleid in Lila
von Lemaire, Uhr Oyster
Perpetual Day-Date 36
aus Gelbgold von Rolex

SINNBILD



Kleid mit großem
Rückenausschnitt und
Seidenplissée-Rock von
Boss, Ohrhinge aus
Gelbgold mit Kugeln
sowie Armband von
Tiffany & Co.



Armspange und
Ohrringe in Form von
Palmenblättern aus
Gelbgold von Chopard



Grauer Kaschmirpullover
von René Storck, graue
Wollhose von Chloé,
Ohrringe mit Diamanten
und Perle von Bucherer,
Uhr Orion von Nomos



Schwarzes Top mit
großem Rüschenkragen
von Jacquemus (über den
Online-Shop Mytheresa),
Ohrringe aus Silber
von Hermès

SINNBILD



Oberteil von Proenza
Schouler, Wollhose von
René Storck, Pumps von
Celine, Ohrringe aus
Weißgold mit Diamanten
von Bucherer



Ohringe aus Silber von Hermès, Top mit Rüschenkragen von Jacquemus (über Myrtheresa), Hose von René Storck, Armreif aus Weißgold von Lilian von Trapp



Abstrakt bedrucktes Seidenkleid und Pumps von Céline, Ohringe aus Silber von Sophie Buhai x Lemaire

SINNBILD

Fotos: Marius Uhlig
Styling: Almut Vogel
Haare und Make-Up: Ute Hildenbeutel
Styling-Assistenz: Nina Köhler
Foto-Assistenz: Philipp Trocha
Produktion: Regina Kaczmarek
Model: Jess Cole (IMG London)

Fotografiert am 11. Oktober 2017 im Haus Rang in Königstein im Taunus.



Kleid mit Rückenausschnitt und plissiertem Rock von Boss, Pumps von Céline, Ohringe aus Gelbgold mit Kugeln von Tiffany & Co.



Bluse aus Doubleface-Kaschmir von Jil Sander, Ringe aus Gold und mit Diamanten besetzt von Orit Elhanati

Wie unser Model zu warten und zu staunen lernte

Wenn ich in den vergangenen Monaten irgendetwas als Model gelernt habe, dann vor allem, dass man Geduld haben muss. Das mag vielleicht wie ein Widerspruch in sich klingen. Ausgerechnet die sich so rasant verändernde Mode, in der von heute auf morgen irgendetwas zu einem neuen Stil erhoben werden kann und ebenso schnell wieder gewöhnlich ist, soll eine Übung in Geduld sein? Aber ja doch! Seit ich im August vor einem Jahr in Portland im Westen der Vereinigten Staaten von einem Modelscout angesprochen wurde und kurz darauf bei der Agentur IMG unterschrieb, habe ich das wirklich gelernt: Um in dem Auf und Ab der Mode länger dabei zu sein als nur eine Saison, muss man lernen zu warten und die Dinge wertzuschätzen.

Als ich meinen Modelvertrag unterschrieben hatte, verschwendete ich viel Zeit darauf, in die Zukunft zu schauen: Wohin würde mich mein neuer Job wohl führen? So vergingen die Monate. Hier und da wurde ich für Produktionen gebucht. Die Zahl der Castings, zu denen ich ging, ohne hinterher den Job zu bekommen, war groß.

Es dauerte ein paar Monate, bis es richtig losging, bis man mich für Burberry auswählte. Das war im vergangenen Dezember. Der Fotograf, der die Kampagne für die Kollektion des folgenden Frühjahrs schießen würde, hieß Josh Olins. In London ist er eine Größe. Der Ort: Hertfordshire, ein Park mit Skulpturen des Bildhauers Henry Moore, eines der wichtigsten britischen Künstler überhaupt. Seine halbabstrakten Figuren, die an die Kurven von Frauenkörpern erinnern, inspirierten den Kreativ-Chef von Burberry, Christopher Bailey, bei seiner Arbeit an der Kollektion.

Wir waren gut 100 Leute an diesen vier kalten Tagen im Dezember und produzierten mehrere Varianten für die Kampagne. Auf so etwas hatte ich gewartet, ohne genau zu wissen, wie es überhaupt sein würde. Am dritten Tag, als die Sonnenstrahlen gerade auf die Bronze-Skulpturen von Moore fielen, verstand ich die Sache mit der Wertschätzung plötzlich. Henry Moore hatte sich auf seinen Spaziergängen übers Land die Ideen für fließende Formen geholt. Er brauchte dann Monate, bis er daraus seine imposanten Figuren entwarf. Jetzt standen wir hier. Das Team hatte sich zuvor genau mit den Details von Moores Arbeit befasst, um sie in der Produktion unterzubringen. Ich staunte darüber, wie intensiv sie sich damit auseinandersetzen.

Und dann holte mich der Alltag ein: Plötzlich war ich wieder Praktikantin beim Magazin „Vice“ und in den letzten Zügen meines Studiums der Literaturwissenschaften. Die Zeit nahm wie von alleine ihren Lauf.

Drei Monate später spazierte ich mit meinem Vater durch Soho im Stadtzentrum von London, und wir liefen geradewegs auf ein Plakat im Fenster des Burberry-Shops an der Regent Street zu. Darauf war ich zu sehen, verschmitzt lächelnd. Plötzlich schien die Zeit wieder stillzustehen, und ich erinnerte mich an die Kraft, die es gekostet hatte, diese einzigartigen Momente in Bildern einzufangen.

Ich bin seitdem wirklich geduldiger geworden. Vor ein paar Wochen war ich in Paris und sollte zum ersten Mal bei einer Modenschau laufen, für Céline. Da man mich exklusiv gebucht hatte, ich also für niemanden sonst arbeiten durfte, verbrachte ich schon die Tage zuvor mit dem Team als sogenanntes *fit model*. Das heißt, sie probierten an mir die Kollektionsteile aus.

So wie zuvor bei der Burberry-Produktion entwickelte ich auch jetzt eine Wertschätzung für die Intensität der Arbeit, die hinter den Kulissen vor sich geht, und die damit verbundenen schlaflosen Nächte. Es herrschte so viel Energie, so viel Ehrgeiz, eine Vision zu erschaffen, die für mich bis zum Tag der Schau kaum zu erschließen war. Am 1. Oktober war es so weit, ich eröffnete die Schau. Was für eine Ehre!

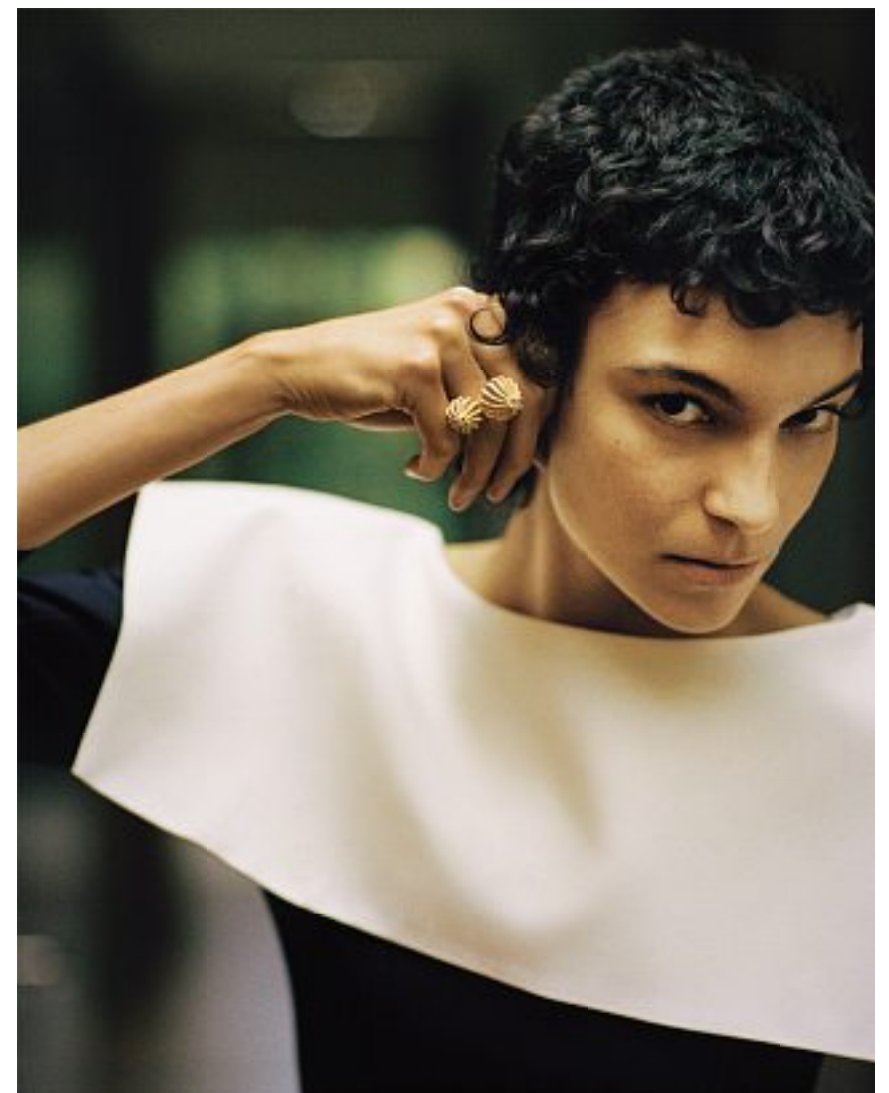
Schon ein paar Tage später war ich auf dem Weg nach Frankfurt für die Arbeit an den Bildern für dieses Magazin. Sie sehen das Ergebnis auf diesen Seiten. Wir nahmen die Fotos in einem Haus auf, das der Architekt Richard Neutra einst entworfen hatte. Er war ein Meister der Moderne. Als ich mit der Hand über die Wände strich, konnte ich den Zeitaufwand, etwas so Schönes zu erschaffen, geradezu spüren.

Mode und Design bauen einen großen Mythos darum auf, dass sie für ihre ästhetischen Qualitäten wahrgenommen werden. Für Visionen, die so schnell aufpoppen wie sie wieder verschwinden. Ich bin nur ein Model und stehe mit meiner Arbeit für diese oberflächlichen Werte.

Es braucht aber Geduld, um zu erkennen, was sich hinter alledem verbirgt. Und man braucht ein bisschen Zeit dafür, das Handwerk schätzen zu lernen, das sich über flüchtige Augenblicke so souverän hinwegsetzt. Viele Leute staunen nicht mehr. Ich habe das Staunen als Model gelernt. Ausgerechnet als Model! *Jess Cole*



Vergoldete Lupe von Hermès



Top mit weißem Kragen von Jacquemus (über Mytheresa), Ring aus Gelbgold mit Diamanten von Cartier

SINNBILD



Eigentlich sind Yoga-Retreats prädestiniert für Orte in den Bergen. Denn dann kann man den schönen Titel anwenden, unter dem Teilnehmer vom 18. bis 22. 12. in Seefeld auf der Suche nach der Mitte sind: „Namasté im Schnee“.



Komische Kreaturen schaffen es jetzt überall hin. Auch auf die Abendtaschen von Friederike Quast.



Dieses Kokoswasser ist ausnahmsweise wirklich besonders. Es ist nämlich nicht zum Trinken, sondern es verfeinert den Salat. Vorzugsweise hat den zuvor Dean & David zubereitet, Erfinder des Kokoswasser-Dressings.



Take-Away-Food ist auch nicht mehr das, was es einmal war, seit es Foodora mit dem Fahrrad anliefert. Mit diesem Anhänger von Juuls kann man sich nun wieder vor die Tür wagen.



Dieses Radio (Vifa) fügt sich einem Großtrend, dem Objekte an prominenten Stellen in der Wohnung bestenfalls unterzuordnen sind: Es ist rosa.



Dieses Bild (Villa Gaia) erinnert uns daran, dass ein simpler Rollkragenpullover aus Kaschmir die natürliche Schönheit eines Menschen unterstreichen kann.



Sommersandalen (Levit) sind das Letzte, was man jetzt braucht. Aber Vorsorge für bessere Tage macht auch bei Mistwetter Spaß.



Diese Motivationsuhr (Motianos) tickt nicht von Stunde zu Stunde, sondern von Monat zu Monat – für große Vorhaben.

056

Bedeutende Dinge,
Menschen, Ideen,
Orte und weitere
Kuriositäten,
zusammengestellt von
Jennifer Wiebking



Eine schöne und gleichermaßen praktische Trinkflasche zu finden gleicht einer Lebensaufgabe, mit der schon Grundschüler befasst sind. Wer schon länger sucht, könnte mit dieser (FLSK) glücklich werden.

BITTE NICHT ALLEIN LESEN ODER WENN ES DUNKEL IST!

Das Ergebnis einer Studie der Londoner Goldsmiths-Universität zu Alltagssorgen kann nämlich deprimieren. Ein Team aus Verhaltenspsychologen verglich die banaleren Probleme von heute mit jenen, die Befragte in einer Studie vor 20 Jahren angaben. 1997 kamen auf die ersten drei Plätze: die Angst, keine glückliche Beziehung zu haben; nicht genug Geld zu verdienen, um Rechnungen und Miete zahlen zu können; sich keinen Urlaub leisten zu können. 2017 lauten die Sorgen: 1. Den ganzen Tag zu Hause auf eine Lieferung warten zu müssen. 2. Das Login-Passwort zu vergessen. 3. Das Haus versehentlich ohne Handy zu verlassen.



Natürlich sind heute auch Teetassen nach den Regeln der Achtsamkeit genormt. Diese gemütlich runden Tassen von Normann Copenhagen hält man am besten mit zwei Händen.



Ja, das gibt es wirklich: ein Deutsches Uhrenmuseum. Selbstverständlich steht es in Glashütte, und vom 6. Dezember an ist dort die Ausstellung zur Handwerkskunst der Marke Union zu sehen.

FOTOS: HERSTELLER (B. REINE GAENZ, OLYMPIAREGION SEEFELD, PATRICK VIEBRANZ)

SHAMBALLA JEWELS



EXPLORE THE ENERGY OF CREATION

Laughing Skull Phurpa Necklace, Meucci Ring | G/Vs Diamonds, Solid Black Diamonds, Black Diamonds, 18K Yellow Gold, 18K Black Rhodinated Gold

Find your nearest retailer at shamballajewels.com | Follow us on Instagram @shamballajewels
Flagship Stores | Copenhagen, Ny Østergade 7 | New York City, 170 Mercer Street

Herbert Mayer
Juwelier seit 1922
Annastrasse 35, Augsburg
Brienner Strasse 7, Munich

OEDING-ERDEL
Prinzipalmarkt 29, Münster

Scheuble
Juwelen, Uhren, Lebensart
Münsterplatz 9–10, Ulm

WEMPE
FEINE UHREN & JUWELEN
Maximilianstrasse 6, Munich
Kurfürstendamm 215, Berlin

Das ist schon mal klar: Ein Gespräch mit diesem Designer ist eine Reise zurück in seine Kindheit. Wer in Biella im Piemont geboren wurde, der Hauptstadt der italienischen Wollindustrie, der wird immer mit Stoffen zu tun haben. Wenn die Mutter neben dem Elternhaus ein Atelier für Damenmode mit sieben Mitarbeiterinnen betreibt, dann ist der Weg vorgezeichnet. Und wenn der Nachname eine Ableitung des Wortes „sarto“ („Schneider“) ist – was soll der Junge dann machen? Alessandro Sartori blieben nicht viele Möglichkeiten, gegen die Zumutungen des Schicksals zu rebellieren. Immerhin: Er stattet heute Männer mit Mode aus, nicht Frauen.

Die Heimat hat ihn nun wieder. Seit gut einem Jahr lebt Sartori in Mailand. Ermenegildo Zegna, bei dem er schon von 2003 bis 2009 gearbeitet hatte, brauchte ihn einfach. Drei Jahre lang war der Zegna-Chef auf Stefano Pilati als Designer angewiesen. Das war ein großer Name, schließlich war er vorher bei Yves Saint Laurent

IL SARTO SARTORI

Alessandro Sartori ist der Herrenmode schon durch seinen Namen verpflichtet. Jetzt endlich kann er diesen Lebensauftrag wieder bei Zegna erfüllen.

Von Alfons Kaiser, Fotos Helmut Fricke



Für Herrenmode und Oldtimer zu begeistern: Alessandro Sartori im Innenhof der Zegna-Zentrale an der Via Savona in Mailand

gewesen. Aber es funktionierte nicht zwischen dem übertätowierten Star und dem Familienbetrieb, der 1910 von Ermenegildo Zegna senior in Trivero gegründet wurde und zu einem der größten Wollhändler und einer der größten Männermodemarken der Welt heranwuchs.

2016 war das Jahr der Entscheidung. Pilati machte sein Ding, und das hatte nicht viel mit dem Rest der Marke zu tun. Der Umsatz fiel unter anderem wegen des schwierigen China-Geschäfts von 1,26 Milliarden Euro (2015) auf 1,16 Milliarden (2016). Das ist nur wenig weniger. Aber für den zupackenden und erfolgsverwöhnten Ermenegildo Zegna junior, der die Geschäfte mit seinem Cousin Paolo führt, war es ein Fanal. Es musste etwas Neues kommen. Und: jemand Neues.

„Die Idee mit Alessandro hatte ich schon lange in der Schublade“, sagt Ermenegildo Zegna über seinen neuen Modemacher, den er schon seit 25 Jahren kennt. „Wir haben uns immer gut verstanden. Wegen der schwierigen Märkte und der wachsenden Konkurrenz spürte ich, dass wir schnell handeln mussten.“ Die Marke war orientierungslos. „Wir hatten zu viele Meister“, sagt Zegna rückblickend. „Und es wurde langsam schwierig, all die verschiedenen Ideen auf einen Nenner zu bringen. Jedenfalls habe ich viel zu viele Stunden in Meetings verbracht.“

Also gab er Sartori, der in den nuller Jahren Z Zegna als Trendlinie aufgebaut hatte, die Gesamtverantwortung fürs Kreative. Wie konnte er sich so sicher sein mit seiner Wahl? „Er hat langfristige Vorstellungen von der Marke, und er ist gut in der Ausführung“, sagt Zegna. „Oft ist das nicht so: Viele Designer sind gut im Entwerfen, aber bringen's nicht rüber.“

Alessandro Sartori wird die Verwirklichung von Ideen spätestens in Paris gelernt haben, bei seinem Zwischenstopp in der LVMH-Männermarke Berluti. „Ich habe dort in fünf Jahren viele Erfahrungen gesammelt“, sagt Sartori, „besonders was Schuhe und Leder angeht.“ Auch die Professionalität von Bernard Arnaults Sohn Antoine, dem Berluti-Geschäftsführer, scheint ihn beeindruckt zu haben. Gemeinsam trieben sie jedenfalls die Entwicklung von der Schuh- zur Modemarke voran und steigerten die Umsätze von unter 30 Millionen Euro (2011) auf weit mehr als 100 Millionen (2016).

„Aber natürlich ist das hier mein Zuhause“, sagt Alessandro Sartori beim Gespräch im Innenhof der Zegna-Zentrale an der Via Savona. „Ich habe Gildo immer wegen seiner Energie bewundert. Daher habe ich die phantastische Gelegenheit genutzt.“ Nicht dass er unbedingt nach Mailand zurückwollte. Auch in New York, Los Angeles, London, Berlin oder Paris – seinen weiteren Lieblingsstädten – wäre er zurechtgekommen. Aber was noch hinzukam: In der Zeit, in der er fort war, hat Ermenegildo Zegna zwei Werkstätten in Parma gekauft, eine für Schuhe, Taschen und Lederwaren mit mehr als 100 Mitarbeitern, und eine für die Handfertigung von Sportswear. So kann er seinen Vorstellungen nun schneller eine Form geben.

Und es muss schnell gehen. Ein Testlauf war die Neueinführung des Schuhs L'Asola. Der besonders leichte Loafer, der im April auf den Markt kam, war nach wenigen Wochen ausverkauft. „Im Mai wusste ich, dass die Richtung stimmt“, sagt Zegna. Sartori wusste es im Juni, nach der Schau in Mailand mit den Entwürfen für Frühjahr und Sommer 2018, als Journalisten und Einkäufer spürten,



Terrakotta als Leitfarbe: Kollektion für Frühjahr und Sommer 2018

dass die Marke weiß, was sie will, und dass das auch in den Zahlen sichtbar wird.

Designer und Geschäftsführer sprechen jeden Tag miteinander. „Es geht nicht ohne intensiven Kontakt“, sagt Sartori. In diesem Fall ist das sogar noch wichtiger, denn der Geschäftsführer ist auch der wichtigste Gesellschafter. „Als ich anfang mit dem Design, war dieses gute Verhältnis noch gar nicht so wichtig. Der Markt reagierte noch nicht so schnell, das System war noch stabiler. Wenn man heute nicht strategisch und modisch vorneweg ist, verliert man an Grund.“

Alessandro Sartori versucht, seinen Chef vor allzu vielen Meetings zu schützen, indem er eine Linie in die drei Linien des Hauses bringt. „Früher gab es drei Marken und drei Aussagen. Heute haben wir drei Linien, die zu einer Marke gehören. Jede hat eine andere Rolle. Aber wo die eine endet, beginnt die andere.“

Diese Idee hat auch für den Kunden Vorteile: Man kann alle Linien miteinander kombinieren, denn Farben und Stile sind aufeinander abgestimmt. „Man kann also einen Couture-Blazer kaufen, ihn mit einem Pullover von Ermenegildo Zegna kombinieren und dazu eine Tech-Merino-Hose und Sneaker von Z Zegna tragen.“ In der gemeinsamen Sprache spricht nur Z Zegna einen Dialekt: Activewear äußert sich in stärkeren Farben. Und eine Farbe auf Tech-Material wirkt anders als eine Farbe auf Kaschmir.

Mit kombinierbaren Produkten will Sartori auf flexible Wünsche eingehen. „Heute sagt mir ein Kunde, er trage einen Zegna-Anzug, kaufe sich Sneaker in einem Shop in Berlin und bestelle sich Jeans online aus Japan. Die Wünsche sind also viel breiter gestreut als noch vor zehn Jahren.“ Um sie zu erkennen, hat er viele junge

Leute zwischen 25 und 30 Jahren um sich. „Im Designstudio sind gerade einmal drei Mitarbeiter, ich eingeschlossen, älter als 40 Jahre.“ Damit alle die große Linie erkennen, wird ein Thema der Saison festgelegt. So kann sich jeder darauf einstellen, vom Visual Merchandising, also etwa der Schaufenstergestaltung, bis zur Lizenzabteilung, die mit Partnern Sonnenbrillen oder Badehosen entwickelt. Auch mit der Festlegung von vier Zegna-Farben, die in allen Kollektionen auftauchen sollen, gibt Sartori die Richtung vor: gebrochenes Weiß, also Off-White, weil es der natürlichen Farbe der unbehandelten Wolle und des unbehandelten Kaschmirs entspricht; Melange-Grau als Farbe des Flanells; das tiefe Blau des klassischen Anzugs; und das helle bis terrakottafarbene Braun der Vikunjas, der südamerikanischen Kamele mit ihrer so feinen wie teuren Wolle.

Zu Hause ist Sartori nun auch deshalb, weil er in Mailand groß geworden ist. Der Junge, der sich schon mit zwölf Jahren Modehefte wie die „Vogue“ oder „Per Lui“ kaufte und gerne zeichnete, besuchte zunächst die Textilfachschule in Biella. Was er dort lernte? „Die Original-Biella-Erfahrung: Man hat den Stoff, mehr nicht, und macht was draus.“ Ende der Achtziger ging er zur Modehochschule Istituto Marangoni nach Mailand. Was für eine Zeit! Die Designschüler schmuggelten sich in die Modenschauen der neuen Stars: Armani, Versace, Ferrè, Krizia, Gigli.

Nur sein Faible für alte Autos kann da mithalten. Sartori hat einen Porsche Targa von 1968 in Tangerine-Orange, einen roten Lancia HF und einen Ford Mustang von 1965. Wenn er Zeit findet, macht er damit Touren. Am liebsten fährt er am Wochenende nach Biella, zu seiner Mutter. In anderthalb Stunden ist er da. ◀

MYSTÈRE Das Geheimnis edler Steine



www.goldschmiede-hofacker.de
Koblenz 0261 12202 | Trier 0651 9120977



Ickler
Archimede Pilot
Als Lieferant hochwertiger Gehäuse hat sich die Firma Ickler in der Uhrenbranche einen Namen gemacht. Damit sind die Pforzheimer am Puls der Zeit. Trends setzen sie auch in einer eigenen Kollektion, die direkt unter der Marke Archimede vertrieben wird. Das aktuelle Highlight ist die Archimede Pilot mit Bronzegehäuse, blauem Zifferblatt und ETA-Automatikwerk. Preis: 900 Euro.



Stowa **Flieger Klassik**
Und noch ein Uhren-Geburtstag: Stowa feiert in diesem Jahr sein neunzigstes Jubiläum. Das in Pforzheim gegründete Unternehmen hat heute seinen Sitz in Engelsbrand im Schwarzwald und wird vom Uhrenbauer Jörg Schauer geleitet. Zum Jubiläum legt Schauer Sondereditionen seiner Erfolgsmodelle auf, die jeweils auf 90 Exemplare limitiert sind. Zum Beispiel die puristische Fliegeruhr ohne Logoaufdruck auf dem Zifferblatt. Preis: 990 Euro.



Mühle Glashütte
S.A.R. Rescue Timer
Wenn ein Unternehmen, das als Nautische Instrumente Mühle Glashütte firmiert, die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger finanziell unterstützt, passt das gut. Die Seenotretter halfen dem Uhrenbauer im Gegenzug bei der Entwicklung einer robusten Dienstuhr, die von den Vormännern auf den Rettungskreuzern getragen wird. Der S.A.R. Rescue Timer wird zur Feier der fünfzehnjährigen Partnerschaft in einer auf 150 Exemplare limitierten Edition in Bronze aufgelegt. Preis: 2200 Euro.



Nomos **Metro Silvercut**
Bei Nomos Glashütte wird viel gearbeitet. Ihr mittelständisches Unternehmen entwickelten die Sachsen im vergangenen Vierteljahrhundert zur echten Manufaktur. Für all die anderen Fleißigen hat Nomos die Serie „At Work“ geschaffen, flache Uhren der Modellreihen Tangente, Orion, Tetra und Metro mit silbernem Zifferblatt und dem hauseigenen Kaliber DUW 3001. Die Metro, mit einigen Designpreisen gewürdigt, gibt es ab etwa 3000 Euro.



A. Lange & Söhne **Lange 1**
Keine Uhr steht so sehr für den internationalen Erfolg der traditionsreichen Marke A. Lange und Söhne wie die Lange 1. Das Modell ist das Gesicht der Marke, das durch die zusätzliche Mondphasen-anzeige noch etwas feiner geworden ist. Mit einem kleinen Gehäuse (Durchmesser 38,5 mm) eignet sich das Manufakturprodukt mit eigenem Werk für Menschen, die dezenten Luxus lieben. In Weiß- oder Rotgold, für 39.500 Euro.



Damasko **DK105**
Barbing in der Oberpfalz ist die Heimat von Damasko. Die junge Marke gehört zu den wenigen deutschen Uhrenherstellern, die ihre Antriebe selbst konstruieren und fertigen. Unter anderem das Kaliber H 35-1 mit Handaufzug, das im neuen Modell DK 105 tickt. Ausgestattet ist die schlichte Uhr (Durchmesser 42 mm) mit einem eisgehärteten, kratzresistenten Edelstahlgehäuse. Preis: 3005 Euro.

AUF GUT DEUTSCH

Es müssen nicht immer Schweizer Uhren sein.
15 Beispiele für Zeitmesser Made in Germany.

Von Martin Häußermann



Hanhart **Pioneer Mono-Scope**
Hanhart ist vielen als Hersteller von Stoppuhren bekannt, wie sie unsere Sportlehrer früher um den Hals trugen. Das Unternehmen aus Gütenbach im Schwarzwald baut aber darüber hinaus schon seit den dreißiger Jahren auch Armbanduhren, besonders für Piloten. Markant ist der Chronograph mit nur einem roten Drücker für die Stoppfunktion. Womit wir wieder beim Sportlehrer wären. Preis: 2890 Euro.



Sinn **EZM 1.1**
Seit 20 Jahren baut Sinn Spezialuhren, sogenannte Einsatzzeitmesser, robuste und extrem funktionelle Uhren von Profis für Profis. Zum Geburtstag lässt der Spezialuhrenbauer aus Frankfurt seinen ersten Zeitmesser wieder aufleben, der Ende des 20. Jahrhunderts für die Zentrale Unterstützungsgruppe Zoll gebaut wurde. Das auf 500 Exemplare limitierte Remake heißt EZM 1.1, steckt in einem tegimentierten, also kratzfesten, Stahlgehäuse und kostet 4850 Euro.



Junghans
Meister Pilot Chronoscope
Im Jahr 1900 war Junghans der wohl größte Uhrenhersteller der Welt und baute täglich 9000 Wecker und Armbanduhren. Im Laufe seiner Geschichte erlebte das Unternehmen aus Schramberg im Schwarzwald viel Auf und Ab. Stellvertretend für den aktuellen Steigflug steht der Chronograph Meister Pilot mit schwarz beschichtetem Edelstahlgehäuse für 2440 Euro.



Pop-Pilot **Chrono Automatic**
Der Hamburger Axel Knonitzek hat es sich nach eigenen Worten zur Aufgabe gemacht, die Tradition der Fliegeruhr und die Popkultur miteinander zu verbinden. Herausgekommen ist die Marke Pop-Pilot, die Pilotenuhren schon für 150 Euro anbietet, allerdings mit günstigen Quarzwerken bestückt. Nun hat er Upgrades mit mechanischen Werken im Programm, das jüngste Modell ist ein Edelstahlchronograph, angetrieben vom Uhrwerk ETA 7750. Preis: 1390 Euro.



Glashütte Original **Senator Excellence**
Glashütte Original kann auf eine lange Geschichte zurückblicken. Die Wurzeln der Manufaktur reichen bis ins 19. Jahrhundert. Daraus leitet sich auch der Anspruch ab, Zeitmesser höchster Qualität zu liefern. Bei der Senator Excellence zeigt es sich im Namen. Für die Modellreihe wurde das Automatikwerk Kaliber 36 entwickelt, das einen Ewigen Kalender antreibt. Lieferbar ist die Uhr in Edelstahl für 19.800 Euro oder in Rotgold für 32.200 Euro.

Wempe Zeitmeister Chronograph

Wempe ist vielen nur als Juwelier mit Hauptsitz Hamburg bekannt. Dabei werden in der Hansestadt seit mehr als 100 Jahren auch Schiffschronometer gebaut. Mit Armbanduhren haben die Hanseaten ebenfalls Erfahrung. Die Nähe zur Seefahrt dokumentiert Wempe mit einem Chronographen im Bronzegehäuse; die Metalllegierung ist ja aus dem Schiffsbau nicht wegzudenken. Gebaut wird er allerdings in der Dependence in Glashütte in Sachsen. Preis: 5975 Euro.



Tutima Tempostopp

Tutima wurde in Glashütte gegründet und im Zweiten Weltkrieg zerstört. 1951 entstand die Marke in Ganderkesee in Niedersachsen neu, 2011 kehrte sie an den Gründungsort zurück. Zum neunzigsten Geburtstag hat Tutima das Chronographenwerk Kaliber T659 entwickelt. Es verfügt über eine Funktion, die Flyback heißt, früher aber Tempostopp genannt wurde – das ist auch der Name der auf 90 Exemplare limitierten Uhr. Preis: 28.600 Euro.



Laco 1925 **Erbstück Baumuster B**
Oldtimer werden mehr beachtet als moderne Autos, und zerschlossene Jeans gibt es auch neu zu kaufen. Da war es eine Frage der Zeit, bis auch Uhren mit Gebrauchsspuren ab Werk angeboten werden. Laco macht das mit seiner Modellreihe Erbstück. Das Pforzheimer Unternehmen belieferte die Luftwaffe im Krieg mit Modellen für Piloten und Navigatoren, die nun repliziert und künstlich gealtert werden. Preis: ab etwa 1800 Euro.



Dieses Panorama ist fast zu schön, um wahr zu sein. Kein Wunder, dass alle darauf fliegen.

Spielplatz der Götter

Einmal im Jahr wird die malerische griechische Insel Santorin zur größten Spielfläche der Welt. Dann springen die Freerunner über die Häuser.

Von Johannes Krenzer (Text und Fotos)

Sieben Stunden dauert die Fahrt mit der Fähre von Athen. Dann ist man auf der Postkarten-Insel im Ägäischen Meer, die vor allem für Asiaten ein Traumreiseziel zu sein scheint. Steilküsten, schwarze und rote Strände, Buchten mit klarem Wasser – herrlicher geht es kaum. Die Dächer der Häuser sind weiß und bunt getüncht, reihen sich terrassenartig aneinander und sind oft wahllos mit Treppen, Vorsprüngen und Mauern versehen. Die malerischen Kleinstädte machen aus der kargen Vulkanlandschaft der griechischen Insel ein Panorama, das fast zu schön ist, um wahr zu sein.

Seit Jahren wollte ich dorthin. Nicht wegen der kitschigen Schönheit des Ortes, zumindest nicht nur. Seit sieben Jahren springen auf Santorin einmal im Jahr Verrückte in Jogginghosen herum. Freerunner aus der ganzen Welt machen das sichelförmige Archipel im Süden der Kykladen zum Spielplatz für Große. Die „Art of Motion“ ist der größte Freerunning-Wettbewerb, veranstaltet natürlich mal wieder von Red Bull, dem hyperaktiven Hersteller von Energy-Drinks. Sportler aus aller Welt messen ihre physischen Grenzen und springen über die Dächer.

Für Parkour und Freerunning braucht man kein Sportgerät, nur den eigenen Körper und ein paar griffige Schuhe. So macht man die auf den ersten Blick unscheinbar wirkende Architektur in Sprüngen, Salti und Balanceakten zum Parcours. Häuser, Mauern, Kirchen, Wände und Schrägen stehen in gutem Sprungabstand zueinander. Nach der Sage entstand Santorin aus einem Klumpen Erde, der von Euphemos ins Meer geworfen wurde. Dieser mythische Mann war dabei so weitsichtig, damals schon an die Springer von heute zu denken.

Schauplatz des Wettbewerbs im Oktober ist immer Oia, die nördlichste Stadt der Insel. Nicht nur die Stars des Sports sind hier, auch die Fans, die ihnen hinterherreisen und eine Woche lang selbst auf den Dächern der Insel trainieren. Mit meinen Freunden Skorbil und Hoffi mache auch ich mich also auf ins Parkour-Paradies. Schon am Flughafen-Gate treffen wir den Freerunning-Kollegen Lucca, und beim Einfahren in die Hauptstadt Fira sieht man wirklich an jeder Ecke die Sprungkünstler.

Mit Lucca sind wir also zu viert. Am Souvlaki-Stand im Zentrum der Stadt treffen wir etwa 100 weitere Freerunner,





Spielplatz der Götter

Weltstars der Szene, Anfänger und Amateure. Die meisten sind zwischen 16 und 30 Jahre alt. Hoffi ist mit seinen 47 Jahren eine Ausnahme. Aber in dieser Community ist ohnehin jeder willkommen. Drei Freerunner, egal auf welchem Niveau, reichen, um eine Jam zu starten. Das kommt auch Lucca entgegen, der nur mit Rucksack und Schlafsack angereist ist und nun bei schwedischen Freerunnern im Hotel unterkommt.

Am nächsten Tag leihen wir uns Quads und erkunden die Insel. Es dauert nur Minuten, bis man Orte entdeckt, an denen man Stunden verbringen könnte. Skorbil und ich sind wie so viele Freerunner, die ein Auge für ihre Umgebung haben, Fotografen und Filmemacher. Deshalb laufen uns auch aus diesen Perspektiven dauernd die Augen über. Bei Sonnenaufgang klettern wir auf die nächstbeste Kirche und machen zwei Stunden lang Aufnahmen.

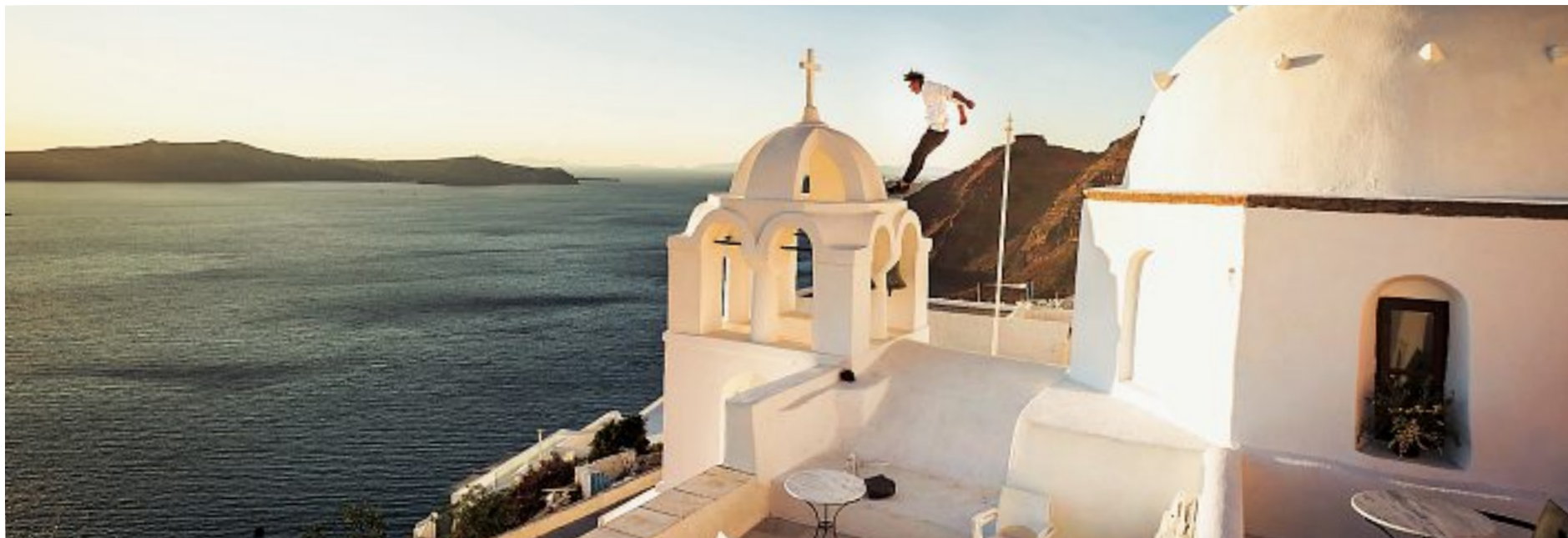
Niemand beschwert sich. Ich muss gestehen, dass ich in dieser Woche ein wenig den Respekt vor Privatgrundstücken verliere. Wenn dauernd alle Mann auf Dächern und Kirchtürmen herumhüpfen, hat man vor lauter Action dafür kaum noch einen Sinn. Was wohl die Bewohner über uns denken?

Heute treten 15 der besten Athleten der Welt gegeneinander an, in einem Kurs über die Dächer eines Luxus-Hotels in Oia. Qualifiziert haben sie sich durch ihre erfolgreiche Teilnahme im Vorjahr, durch

das Einreichen von Bewerbungs-Videos oder im On-Site-Qualifier, bei dem aus mehr als 100 Teilnehmern fünf für den Contest zugelassen wurden. Freerunning ist kein klassischer Wettkampfsport, weshalb die Bewertung komplex ist. Jeder Athlet hat 90 Sekunden, um sich möglichst spektakulär die Terrassen hinabzubewegen. In den Kategorien Kreativität, Flow, Schwierigkeit, Ausführung und Gesamteindruck bestimmt die fünfköpfige Jury die beste Performance.

Auch Griechen und Touristen schauen von den umliegenden Dächern zu. Gewinner ist Alexander Titarenko, ein bis dato in der Szene unbekannter Russe, der sich an Ort und Stelle qualifiziert – und auf einmal zu den besten Athleten der Welt gehört. Jason Paul, mein Frankfurter Nachbar, ist mit drei Siegen bei der „Art of Motion“ zum Star geworden. Er ist auch da, als Kommentator.

In den Tagen nach dem Wettbewerb ist die Insel noch immer besetzt. Langsam merkt man, dass sich die Bewohner nach Ruhe sehnen. Sie laden einen nicht mehr zum Raki ein, wenn man auf ihrem Hausdach steht. Viele fluchen auch. Aber kann man sich vertreiben lassen, wenn man den Sonnenuntergang sehen will oder die erleuchtete Stadt? Man müsste es wohl können. Aber es geht einfach nicht. Wenn die Sonne untergegangen ist, klatschen die Touristen. Wir klatschen mit.



Bei all den Sprüngen verliert man langsam den Respekt vor Heiligtümern und Eigentümern. Kein Wunder, dass die Griechen irgendwann genervt reagieren.

Frankfurter Allgemeine SELECTION

AUSGESUCHTES FÜR
KLUGE KÖPFE

GÜNTHER UECKER – FRIEDENSGBOTE 9

In einer einzigartigen Kombination aus Prägedruck und Siebdruck stellt dieses Blatt eine echte Neuerung im Bereich der Grafik dar, denn in dieser überlappenden Technik von Prägung und Siebdruck gab es bisher noch keine Grafik von Günther Uecker. Unterlegt mit einer schwarzen Zeichnung, treten die grauen Nägel sowohl optisch als auch plastisch dezidiert vor dem weißen Hintergrund hervor.

Sichern Sie sich eines der auf 100 limitierten Exemplare in der Größe 70x53 cm zum Preis von 6.800 Euro zzgl. Rahmung und Versand.

Gern liefern wir das Werk mit einer Blattgröße von 70,5x53,5 cm konservatorisch gerahmt mit weiß gekalkter oder antiksilber lackierter Blockleiste aus Holz in den Maßen 87x69x3 cm und bruchsicherem UV-geschützten Acrylglass aus.



Wein ist mein ganzes Herz

Das nördlichste deutsche Anbaugebiet hat alle Breitengrade hinter sich gelassen. Sogar herbe DDR-Zeiten macht die Region Saale-Unstrut vergessen. Auch bei dieser Reformation hilft Martin Luther.

Von *Daniel Deckers*
Fotos *Robert Gommlich*

Schulpforte: Vier Jahrhunderte lang lebten und arbeiteten Zisterziensermönche hier im Tal der Saale. In der Reformation wurde die Abtei Sanctae Mariae ad Portam aufgehoben, an ihre Stelle trat eine der drei sächsischen Fürstenschulen. Hochbegabte Jungen sollten hier zu Persönlichkeiten heranreifen. Die Liste der bekanntesten „Pfortner“ liest sich wie ein Gotha der Kunst und der Wissenschaften: Klopstock, Fichte, Ranke, Nietzsche, Bethmann-Hollweg, Hofmann, Ney, Niebelschütz, Freyer. Heute beherbergt das weitläufige Areal die Landesschule Pforta, ein Internatsgymnasium mit dem Schwerpunkt Begabtenförderung.

Zwischen Bad Kösen und Naumburg gedieh über alle Zeiten aber nicht nur Gelehrsamkeit. Noch vor den Zisterziensern hatten fränkische Siedler den Weinbau nach Mitteldeutschland gebracht. Bis heute ist er geliebt, allen Widrigkeiten des Klimas, allen biologischen Katastrophen und allen politischen Umbrüchen zum Trotz. Mehr noch: Die Weine, die in Deutschlands nördlichstem Weinbaugebiet entstehen, auf dem 51. Breitengrad gelegen, sind heute besser denn je.

Breitengrad 51 – nach der nördlichen Weinbaugrenze nennt sich auch ein acht Mitglieder zählender Zusammenschluss von Weingütern aus der Region Saale-Unstrut. 2010 fanden die ersten Weingüter zusammen, im August luden sie zum zweiten Mal in den Klostergarten von Schulpforte ein, um die Weine des Jahrgangs 2016 zu präsentieren. Ein Riesling und ein Weißburgunder aus der Lage Naumburger Steinmeister, ein Spätburgunder aus dem Freyburger Schweigenberg oder ein Blauer Zweigelt aus dem Höhnstedter Kreisberg: Nur die beiden besten Weine eines jeden Weinguts und eines jeden Jahrgangs dürfen das Breitengrad-51-Signet tragen. Traubenlese von Hand, der Ertrag nicht höher als 5000 Liter je Hektar, das Mostgewicht mindestens 95 Grad Oechsle – da können selbst viele Weine vom Rhein und von der Mosel nicht mehr mithalten.

Die Breitengrad-Weine sind so individuell wie die Winzer. André Gussek etwa hat die letzten Jahre der DDR als Kellermeister im Volkseigenen Gut (VEG) Weinbau Naumburg erlebt. Heute bewirtschaftet er von seinem Weingut in den ehemaligen Räumlichkeiten der Staatlichen Weinbauverwaltung Naumburg aus



Abendland: Das Weingut Born in Höhnstedt hat eine wechselvolle Geschichte erlebt. Günter Born (links) hat es nun an seine Tochter Elisabeth und ihren Partner Jochen Hinderer übergeben.



Parzellen in den besten Lagen von Naumburg bis in das saaleaufwärts gelegene Weindorf Kaatschen. Einer seiner Spitzenweine des Jahrgangs 2016 trägt den Zusatz „Bin 90“. Im kommenden Jahr wird er „Bin 91“ lauten. Der Weinberg, aus dem die Silvaner-Trauben stammen, war 1926 im Zuge des Wiederaufbaus der Rebflächen an Saale und Unstrut angelegt worden. Die Reblaus, aber auch der Falsche Mehltau sowie der Heu- und Sauerwurm hatten ausgangs des 19. Jahrhunderts ganze Arbeit geleistet. Angesichts billiger Konkurrenz vom Rhein gab niemand mehr etwas auf den Weinbau in Mitteldeutschland.

Matthias Hey, der Kopf der Gruppe, kehrte nach dem Studium der Önologie an der Hochschule Geisenheim und einer Diplomarbeit, die er in Italien schrieb, schnurstracks an die Saale zurück. 2001 hatten seine Eltern ein ehemaliges Wirtschaftsgebäude samt Weinberg mitten in der Lage Naumburger Steinmeister erworben. Alte, zugewucherte Flächen wurden vom Wildwuchs befreit und neu bestockt. Alte Reben, die zum Teil noch vor dem Zweiten Weltkrieg gepflanzt worden waren, ließen sie stehen. Mittlerweile sind

Heys filigrane Weine nicht nur in Mitteldeutschland begehrt.

Und dann ist da noch Elisabeth Born. Die junge Mutter, wie Hey eine „Geisenheimerin“, hat den weitesten Weg nach Schulpforte. Fast 70 Kilometer liegen zwischen dem Saaletal und dem Weingut in Höhnstedt, das ihr Vater ihr und ihrem Mann Jochen mit Wirkung zum 1. September endgültig überschrieben hat. Nach Eisleben, in den Geburtsort Martin Luthers, sind es von hier aus nicht mal 15 Kilometer. Wenn es Weine gäbe, die wirklich den Namen Luther verdienten, dann müssen sie hier gewachsen sein.

Unzählige Male hat der Reformator das heimatliche Mansfelder Land rings um Höhnstedt durchstreift und sicher auch die namenlosen Weine getrunken, die damals hier das Alltagsgetränk waren. Einfach waren sie, aber verträglicher als Wasser und immer noch haltbarer als Bier. Doch auch an schmackhaftem Bier und gutem Wein fehlte es Luther selten. Als es im Januar 1546 wieder einmal in die Grafenschaft Mansfeld ging, kredenzte ihm sein Freund, der Hallenser Pfarrer Justus Jonas, noch „gut Torgisch bier und guten Reinschen Wein“. Von Halle ging es weiter

nach Eisleben. Die Weinberge von Höhnstedt lagen kaum hinter ihm, da erlitt Luther etwas, was ein Herzinfarkt gewesen sein könnte. „Und wahr ist's, da ich bei dem Dorf war, ging mir ein solch kalter Wind hinten in den Wagen ein auf meinen Kopf durchs Baret, als wollt mir's das Hirn zu Eis machen.“ Die Schuld an dem Malheur vom 28. Januar 1543 gab Luther den Juden, die in dem Ort Rißdorf lebten. Sie hätten ihn „hart angeblasen“. Wenige Tage später war der Reformator tot. Heute hält ein kleiner Weinberg zwischen Unterrißdorf und Wormleben die Erinnerung an „Luthers kalte Stelle“ fest.

Auch der Lutherweg führt dort vorbei und bald aus dem Tal nach Höhnstedt hinauf, am Weingut Born vorbei. Hier gibt es keinen Lutherwein, wie auch die meisten Pilger nicht ahnen, dass auf den Buntsandsteininformationen rund um den Süßen See heute auf etwa 80 Hektar Reben stehen. Und dass es eine knappe Handvoll Winzer gibt, die diesen Beruf im Haupterwerb ausüben.

Günter Born, Elisabeths Vater, hat es vorgemacht. In den siebziger Jahren begann der Ingenieur die kleinen Parzellen des „Höhnstedter Kelterbergs“ zu bearbeiten,

den sein Großvater Otto Ende der zwanziger Jahre mit Terrassenmauern befestigt und nach und nach wiederaufgebaut hatte. Der Anfang war vielversprechend. In den Aufzeichnungen über eine Verkostung „selbstgebaute Weine“ des Jahrgangs 1940 der Winzervereinigung Freyburg an der Unstrut, die Anfang 1942 von der „Bewertungskommission des Weinbauwirtschaftsverbands Sachsen-Anhalt“ in Halle stattfand, hieß es mit leicht erstauntem Unterton über einen Silvaner aus der Lage Höhnstedter Kelterberg, dieser Wein sei von „hervorragender Qualität“.

Auch die drei anderen Weine aus dem Seekreis, eine Partie Müller-Thurgau und zwei Chargen Riesling aus dem Rollsdorfer Mühlberg, fanden bei den Prüfern Anklang.

Dann kam die DDR. Vater Werner Born widmete sich dem Weinbau, so gut es unter den Bedingungen der sozialistischen Mangelwirtschaft ging. Schwere Maschinen brauchte es im Steilhang nicht. Aber es fehlte an Spritzmitteln und an Dünger. An moderne Geräte im Keller war noch weniger zu denken als an neue Reben, um abgängige Pflanzen zu ersetzen. Der Wein, den die 1933 gegründete

Winzer-Vereinigung in Freyburg/Unstrut zu DDR-Zeiten aus den Trauben der Borns und der vielen kleinen Weinbergbesitzer aus dem Mansfelder Land als „Lohnware“ machte, war für den Handel nicht zugelassen. Umso begehrt war er als Tauschware. Dabei ähnelten die Müller-Thurgaus und Silvaner, die roten Portugieser und Rieslinge den Weinen aus Luthers Zeiten mehr als jedermann lieb sein konnte.

Denn in guten wie in schlechten Jahren zerquetschen die aus der Sowjetunion stammenden Hochleistungspressen in Freyburg mit den Trauben die Kerne gleich mit. „Er schmeckte nicht“, sagte Günter Born schon vor Jahren, wenn er auf den DDR-Wein zurückblickte.

Was tun? Verwandte aus dem Westen zerlegten eine Rückenspritze mit Motor in ihre Einzelteile. In Höhnstedt wurde sie wieder zusammengesetzt. In der Nähe von Leipzig tat Günter Born eine alte hydraulische Presse auf, eine Bohrmaschine sollte die Pumpe antreiben. Endlich mussten die Trauben nicht mehr nach Freyburg transportiert werden. Der Besitzer des historischen Kelterbergs kelterte seinen Wein selbst. Durchgoren, ungeschönt, unfiltriert – „der Wein schmeckte uns“. Getrunken



Wachsende Begeisterung: Die Gebrüder Hanke lesen ihre Wein- und Tafeltrauben inzwischen auf 16 Hektar.

wurde nicht nur im kleinen Kreis. Aus 25 Liter fassenden gläsernen Ballons wurde der Wein für Freunde „wie bei den Ungarn“ in Korbflaschen umgefüllt. Bald machten die Bornschen Weine auch im Studentenclub der Landwirtschaftlichen Fakultät der Martin-Luther-Universität in Halle Furore. Neben den süßen roten Ungarweinen schmeckten sie nochmal so trocken.

Dann kam die Wende. Günter Born war der erste Hohnstедter, der seine Liebe zum Wein zum Beruf machte. „Anfang der neunziger Jahre wollte sich hier niemand mehr bücken.“ Doch nicht nur das. „Als Private hatten wir es anfangs schwer“, erinnert sich Born. „Unsere Weine standen neben denen der Winzergenossenschaft.“ Als die Flaschen das Deutsche Weinsiegel in gelb (für trocken) trugen, wurde es besser. Günter Born ließ sich auch nicht irremachen, als er sein junges Weingut vergrößern wollte und von der Treuhand nicht einen Quadratmeter Rebfläche bekam. „Gegen die Agrargenossenschaften hatte ich keine Chance.“ Also kaufte er Parzelle um Parzelle von Privatleuten zu, noch vor sechs Jahren einen Hektar Riesling.

An dieser anspruchsvollsten aller Weißweinrebsorten hängt jedoch das Herz seines Schwiegersohns mehr als das seiner Tochter. Elisabeth, die vierte Born-Generation, schwärmt für Weißburgunder. Und nicht nur sie. 1990 waren die meisten Flächen an Saale und Unstrut mit Müller-Thurgau und Silvaner bestockt. Heute ist der Weißburgunder überall im Gebiet führend. In den Trias-Böden Muschelkalk, Keuper und Bundsandstein kommt er gut zurecht, selbst in ungünstigen Jahren sind die Säurewerte nicht so hoch, dass der Wein unharmonisch schmeckte.

Kaum noch vom Westen zu unterscheiden ist auch das Spektrum der Rotweine. Die österreichische Neuzüchtung Blauer Zweigelt hat längst den Portugieser als Brot-und-Butter-Rebe abgelöst. Immer mehr Winzer experimentieren auch mit Spätburgunder. Doch der braucht wie Riesling optimale Reifebedingungen, die an der nördlichen Weinbaugrenze nur in wenigen Lagen vorhanden sind. Aber Vollreife ist bei den roten Rebsorten nicht immer das Ziel. Auch im Osten liegt Roséwein im Trend. „Der läuft wie Sau“, sagt Elisabeth lachend. Die plastische Sprache Luthers hat sich im Mansfelder Land erhalten. Wie hatte Dr. Martinus seinem Gönner Johann Friedrich dem Großmütigen, Kurfürst von Sachsen, am 2. Juli 1540 von Weimar aus geschrieben? „Ich fresse wie ein Böhme und saufe wie ein Deutscher, das sei Gott gedankt.“

Anstoß genommen hat der Kurfürst daran nie. Im Gegenteil. Im Winter 1536 fand nicht nur ein wildes Schwein den Weg von Schweinitz nach Wittenberg, sondern auch ein Fass von sechs Eimern Wein. Der Inhalt: Gorrenberger. Im Herbst 1543 machte Johann Friedrich „Dr. Martinum Lutherum“ gleich zwei Fässer zum Geschenk: „ains mit aldem wein, Das ander mit heurigem gewachsenen Most, ain Suptezer (Süptizer), so gut uns der almechtige denselben diß Jahr bescheret hat“. Mit diesem Wein aus der Torgauer Flur war nicht viel Staat zu machen, wie Johann Friedrich freimütig avisierte: „Wir hetten Euch den gern besser geschickt, So ist er uns doch dißmals besser nit gewachsen noch einkomen.“

So war es damals oft. Mehr als einen passablen Landwein gaben die sandigen Weinberge flussaufwärts von Wittenberg kaum her. Doch Franken- und Rhein-

Wein ist mein ganzes Herz



Keller-Meister: Frank (links) und Ingo Hanke begutachten einen 2016er Chardonnay.

wein, gar Südweine waren teuer und rar. Außerdem mussten sie den Transport nach Osten unbeschadet und unverwässert überstehen. Der Wertschätzung des Weins tat all dies keinen Abbruch. „Der Wein ist gesegnet und hat das Zeugnis in der Schrift, das Bier dagegen ist menschliche Tradition“, ließ Martin Luther im Frühjahr 1542 bei Tisch wissen.

Nach dem Tod des Reformators verlieren sich die Spuren des Gorrenbergers. Bezeugt ist nur, dass die sächsischen Kurfürsten schon bald nach der Jahrhundertmitte überlegten, einen Großteil der landesherrlichen Weinberge mangels Rentabilität zu verkaufen. Im 17. und 18. Jahrhundert wurden die sächsischen Weinberge von kriegerischen Auseinandersetzungen in Mitleidenschaft gezogen – der Dreißigjährige Krieg hinterließ nicht weniger Spuren der Verwüstung als der Siebenjährige. In der mörderischen Schlacht bei Torgau 1760 kam nicht nur der preußische General Ziethen auf eine heute sprichwörtliche Weise „aus dem Busch“. Ein Großteil der Süptizer Weinberge wurde so sehr in Mitleidenschaft gezogen, dass sie nicht wieder bestockt wurden. Doch der Gorrenberger war nicht auszurotten – bis heute nicht.

Was im 17. und 18. Jahrhundert die Kriege waren, das waren im 19. und 20.

Jahrhundert für das Jessen-Schweinitzer „Sandweingebiet“ der Zollverein, Fröste, pflanzliche und tierische Schädlinge, das im Weinbau verbreitete Festhalten an alter Väter Sitte und die zunehmende Rentabilität des Obstbaus. 1889 befand ein aus dem Rheinland in die preußische Provinz Sachsen entsandter Weinbaufachmann, man solle in den warmen Sandböden der Region lieber Tafel- statt Weintrauben anbauen. Erstere ließen sich leicht in den mit der Eisenbahn gut erreichbaren Metropolen Berlin, Halle, Leipzig, Dresden und Hamburg absetzen. Weintrauben dagegen würden hier „nur in wenigen Jahren reif“. Aber der Weinbau blieb.

Hätte sich die Reblaus in der Region ausbreiten können, das Schicksal von Jessen und Schweinitz als Weinbaugemeinden wäre besiegelt gewesen. Doch sie kam nicht, den Sandböden sei Dank. Auch die Ernteausfälle und die Wirtschaftskrise der zwanziger Jahre konnten dem Weinbau nicht den Garaus machen. Dabei war die Rebfläche von 200 Hektar um das Jahr 1880 im Jahr 1900 auf 25 Hektar zurückgegangen. Und die Aussichten waren düster. „Der Ertrag im Weinbau ist in den letzten Jahren so gering ausgefallen, dass von einer Verwertung kaum die Rede ist. In absehbarer Zeit wird der Weinbau ganz eingehen“, ist in einem Fragebogen vom November 1927 zu lesen. Beerenobst und Spargel, das schien die Zukunft zu sein.

Wie es zwischen 1933 und 1945 dem Weinbau rund um Jessen erging, ist nicht überliefert. Dafür sind die Erinnerungen an die Zeit der DDR umso lebendiger. Noch immer wollte der Weinbau nicht eingehen. Das lag an zwei Männern. Der eine, der passionierte Winzer Harry Hofmann, hatte 1960 alle seine Flächen in die örtliche Genossenschaft einbringen müssen. 1976 erlaubte ihm die SED-Kreisleitung Jessen, auf 1,8 Hektar Weinreben zu pflanzen. „Der Mann war nicht ausgelastet“, sagt Ingo Hanke schmunzelnd. 1986 kam ein weiterer Hektar hinzu.

Der andere, Erhard Hanke, hatte sich gegärert: Irgendwann in den fünfziger Jahren wollte der Besitzer des Weinausschanks Petzold ihm keinen Wein mehr überlassen. Der Obstbaumeister und spätere Brigadeleiter für Obst- und Weinbau in der LPG Gartenbau „Hermann Matern“ beschloss daraufhin, selbst Wein zu machen. Umgehend wurden 1000 Rebstöcke gepflanzt. Dass diese zum Grundstock des heutigen Weinguts Hanke werden sollten, konnte damals niemand wissen. Auch im Wendejahr 1989 noch nicht, als im gesamten Gebiet



„Der Weinberg des Herrn“: Das Gemälde Lucas Cranachs d.J. von 1569 in der Wittenberger Stadtkirche St. Marien (Detail) zeigt die Reformatoren Martin Luther (mit Harke) und Johannes Bugenhagen (im rosafarbenen Gewand), wie sie im Weinberg arbeiten.

Foto epd

noch 4,5 Hektar mit Reben bestockt waren. Aber eine Vorahnung gab es.

Am zweiten Augustsonntag 1988, erzählt Ingo Hanke, sollte das 150. Schul- und Heimatfest in Jessen gefeiert werden. Vater Erhard und seine vier Kinder beschlossen, es so zu halten wie in den zwanziger und dreißiger Jahren – damals gab es hier und da in den Weinbergen einen Ausschank, in dem es zu Winzer- und Obstweinen Hausmacherwurst gab. Ein wirtschaftlicher Erfolg wurde das Fest nicht, es fehlte nicht an Schikanen. „Die Flaschen durften nicht auf den Tischen stehen“, sagt Hanke, „Lohnware aus der Winzergenossenschaft Meißen, nicht zum Handel zugelassen.“ Dabei war der Andrang auf dem Hof so groß, dass weder die provisorischen Sitzgelegenheiten noch die mühsam beschafften 200 Gläser reichten.

Bald nach der Wende überdachte Ingo Hanke die Entscheidung, den Winzerberuf auszuschlagen. Hatten sich die Weinberge rings um Radebeul nicht bei jeder Zugfahrt nach Freiberg in Sachsen, wo er 1987 eine Ausbildung zum Baumschüler angefangen hatte, in neuem Licht gezeigt? Im Winter 1992, nach der Ausbildung zum Weinbautechniker im württembergischen Weinsberg, beschlossen Ingo und sein Bruder Frank, ein Agrotechniker, die Flächen rings



um den „Gorrenberg“ wiederaufzubreiten. Doch das war auch im Osten leichter gesagt als getan, obwohl die damalige EG dem Weinbaugebiet Sachsen, zu dem Jessen bis heute gehört, Pflanzrechte für insgesamt 400 Hektar zusprach. Eine aus Weißenfels an der Saale angereiste Kommission traute Ende Januar 1993 ihren Augen nicht, als die Weinberge zwischen Jessen und Schweinitz sich nicht als Fata Morgana entpuppten. 5,5 Hektar Neuanlagen wurden genehmigt.

Wie es die Weinberge dort verlangen, pflanzten die Hanks vorwiegend frühreife und frostharte Sorten, darunter den aus Württemberg importierten seltenen Schwarzriesling. Anspruchsvollere Sorten wie Kerner und Weißburgunder kamen hinzu. Heute lesen sie ihre Wein- und Tafeltrauben auf 16 Hektar. Und wie zu Luthers Zeiten finden die Weine aus dem Gorrenberg wieder den Weg nach Wittenberg, Torgau, Leipzig und darüber hinaus.

Wie alt die Riesling-Reben sind, gar ob es noch wurzelechte und keine Pfropfreben sind, vermag niemand zu sagen. Aber der Wein, den die Hanks aus den wenigen Trauben keltern, die die alten Reben auf dem Gorrenberg hervorbringen, ist nicht nur im Reformationsjahr eine Rarität. Vielleicht hat ja Martin Luther einen Gorrenberger im Becher gehabt, als er während einer Tischrede im Sommer des weithin gerühmten Weinjahres 1540 den Trinkspruch ausbrachte: „Trink und iß, Gott nicht vergiß./Bewahr dein Ehr, dir wird nicht mehr/Von deiner Habe denn ein Tuch zum Grabe.“

◀

PARADISE LOST

Pötzlich hält Mary inne. Senkt die Stimme, schlägt den Blick nieder, wird ganz still. Die Wärme und die Herzlichkeit, mit der sie uns empfangen hat, die freundliche Sanftmut, die so perfekt harmoniert mit dem langen, geblühten Kleid und der Blume im Haar – alles ist auf einen Schlag verfliegen. Mary, des Effekts bewusst, lässt die Stille wirken. Und sagt dann, flüstert es fast: „Jetzt kommen wir zum *prison room*.“ Zum Gefängnisraum.

Mary führt durch den einzigen Königspalast auf amerikanischem Boden – den Iolani Palace im Herzen von Honolulu, der Hauptstadt des Bundesstaats Hawaii. Die Zeit der Monarchie auf den Inseln im Pazifik ist lange vorbei, sie endete im Januar 1893, auf dramatische Weise. Damals erklärte eine Gruppe weißer Geschäftsleute die Königin von Hawaii, Queen Liliuokalani, im Handstreich für abgesetzt – mit Rückendeckung amerikanischer Truppen. Die Umstürzler übernahmen die Herrschaft und den Königspalast, als Sitz ihrer provisorischen Regierung. Dort, wo die Königin einst Hof gehalten hatte, wurde sie zwei Jahre später inhaftiert, vor ein Militärgericht gestellt und verurteilt. Acht Monate lang durfte sie ihr Zimmer nicht verlassen. Deshalb Marys düstere Stimmung im Palast. Deshalb der Name: Gefängnisraum.

Queen Liliuokalani ist für viele Hawaiianer eine Symbolfigur. Sie war die erste regierende Königin, sie kämpfte für die Unabhängigkeit und den Erhalt der hawaiianischen Kultur, sie setzte sich für mehr Freiheiten für Mädchen und Frauen ein, und sie schrieb mehr als 200 Lieder, darunter „Aloha Oe“, das zum Hawaii-Klassiker wurde, in Elvis Presleys „Blue Hawaii“ ertönte und im Disney-Film „Lilo & Stitch“. Auch Mary, die auf Hawaii geboren ist, wurde mit den Liedern Liliuokalanis groß. „Sie war und ist die beliebteste Monarchin der Hawaiianer“, sagt sie.

Liliuokalani wuchs in schwierigen Zeiten auf. 1810 hatte König Kamehameha erstmals alle Inseln in einem Reich vereinigt. Hawaii wurde ein wichtiger Handelsposten für Seefahrer im Pazifik. Immer mehr Weiße strömten auf die Inseln, von Walfängern bis zu den Missionaren, die 1820 landeten. Sie lehrten den christlichen Glauben, entwickelten ein Alphabet für die hawaiianische Sprache, bauten Schulen, brachten Bildung. Das Leben auf den Inseln veränderte sich, Konflikte zwischen der Lebensweise der Einheimischen und den Werten der Eingereisten traten auf. Doch die *aliʻi*, die Führungsschicht der Hawaiianer, wussten: Wollten sie den Anschluss an die Welt und an die Zeit nicht verlieren, mussten sie den Weg der Weißen mitgehen. Die einheimische Bevölkerung schrumpfte, von bis

Vor 100 Jahren starb
die letzte Königin von Hawaii.
Queen Liliuokalani wurde
durch einen Coup weißer
Geschäftsmänner gestürzt –
mit amerikanischer Hilfe.

Von Bernd Steinle



Die letzte Königin: Liliuokalani übernahm die Krone 1891 im Iolani Palace (rechts oben). Mit ihr endete die Monarchie.

zu 400.000 vor Ankunft der Weißen auf knapp 60.000 im Jahr 1872. Viele Hawaiianer hatten ihr Land verloren und arbeiteten auf Plantagen weißer Dienstherrn. Die Nachfahren der Missionare übertrugen ihr Sendungsbewusstsein von der Religion zusehends auf das Geschäftsleben: In ihren Händen ballten sich die großen Unternehmen, die das Wirtschaftsleben bestimmten. Sie wollten nur das Beste für Hawaii, sagten sie. Es war in Wahrheit vor allem das Beste für sie selbst.

Liliuokalani stand zwischen den beiden Welten. Geboren am 2. September 1838 in Honolulu, war sie geprägt von der hawaiianischen Herkunft und der Ausbildung an einer Eliteschule weißer Missionare. Zeit lebens versuchte sie, einen eigenen Weg zu finden. Als ihr Bruder David Kalakaua König war, erlebte sie, wie schwierig es war, alle Interessen auszubalancieren. 1875 vereinbarte Kalakaua mit den Vereinigten Staaten die zollfreie Einfuhr hawaiianischer Produkte. Die Folge war ein Boom auf den Inseln. Vor allem die Zuckerindustrie profitierte: Die Produktion schoss von 8800 Tonnen, die 1866 exportiert wurden, auf fast 130.000 Tonnen (1890). Um den Zollvertrag zu verlängern, musste Kalakaua aber, finanziell und politisch in Bedrängnis, den Amerikanern 1887 exklusiven Zugang zum Pearl Harbour gewähren – ein umstrittenes Zugeständnis. Für Liliuokalani war es eine Missachtung der Souveränität Hawaiis. Und der erste Schritt zu einem drohenden Schreckensszenario: der Annexion.

Am 29. Januar 1891, nach dem Tod Kalakauas, wurde Liliuokalani Königin. Später hieß es, sie hätte die Monarchie retten können, wenn sie weitere Zugeständnisse an ihre mächtigen Gegner gemacht, Rechte und Befugnisse abgegeben hätte. Ihre Biografin Helena G. Allen weist das zurück: „Sie hatte keine Wahl. Die Hawaiianer hätten keinen Respekt gehabt vor einer Marionetten-Königin, und die Amerikaner tolerierten überhaupt keine Königin, ob in einer konstitutionellen Monarchie oder in irgend-einer anderen.“ Liliuokalani, Abkömmling eines *aliʻi*-Geschlechts, wollte regieren, nicht repräsentieren.

Wie die Sache enden würde, war für den englischen Schriftsteller Anthony Trollope schon 1875 klar, als er Honolulu besuchte. Hawaii, schrieb er, werde „Eigentum der amerikanischen oder englischen Zuckerherren werden, während die Arbeit auf den Plantagen von Chinesen oder Immigranten-Arbeitern erledigt wird“ – ein „krasser Gegensatz zu den Vorstellungen all jener, die eine starke hawaiianische Monarchie aufbauen wollen“.

Am 14. Januar 1893 war es so weit. Die Königin rief ihr Kabinett zusammen, um den Plan einer Verfassungs-



änderung bekanntzugeben: Sie wollte die „Bajonett-Verfassung“ aufheben, die dem geschwächten König Kalakaua 1887 aufgezwungen worden war und die Rechte der Monarchin sowie das Wahlrecht hawaiianischer und asiatischer Arbeitskräfte einschränkte. Als ihre Widersacher im „Annexion Club“ um den Anwalt Lorrin Thurston, einen Missionars-Enkel und scharfzüngigen Polit-Lobbyisten, von den Plänen erfuhren, sahen sie ihren wachsenden Einfluss in Gefahr. Also nutzten sie die angespannte Situation, um einen langgehegten Plan umzusetzen – die Machtübernahme in Honolulu.

Obwohl die Königin beteuerte, sich an die bestehende Verfassung zu halten, schritten sie zur Tat. Sie versicherten sich der Unterstützung des amerikanischen Gesandten John L. Stevens, der bereitwillig zusagte und bereits ein Schiff der Navy, die U.S.S. Boston, alarmiert hatte. Der „Annexion Club“, zum „Committee for Safety“ mutiert, schrieb Stevens am 16. Januar 1893 dramatisch überspitzt: Die Pläne der Königin, „mit Hilfe bewaffneter Kräfte und begleitet von Gewaltandrohung und Blutvergießen (...) eine neue Verfassung zu beschließen“, hätten zu „allgemeinem Aufruhr und Schrecken“ geführt. „Wir sind nicht in der Lage, uns ohne Hilfe zu schützen, und bitten deshalb um Schutz durch die Vereinigten Staaten.“

Die 162 Soldaten der U.S.S. Boston marschierten in Honolulu ein. Liliuokalani verfolgte vom Iolani Palace aus, wie sie mit Kanonen, Gewehren, Munitionsboxen durch die Stadt zogen. Die Königin hätte den Soldaten weit mehr bewaffnete Männer entgegensetzen können, verzichtete aber auf eine Konfrontation, um Blutvergießen zu vermeiden. Die Umstürzler riefen eine Übergangs-Regierung aus, als Präsidenten schickten sie den moderaten Sanford B. Dole vor – der herrische Thurston schien selbst ihnen nicht vermittelbar. Am 1. Februar 1893 zog Stevens die amerikanische Flagge über Hawaii auf. Die Königin schrieb: „Möge der Himmel herabschauen auf diese Missionare und sie für ihre Taten strafen.“

Liliuokalani setzte ihre Hoffnungen auf die Vereinigten Staaten. Tatsächlich veränderte der Wechsel von Präsident Harrison zu Präsident Cleveland die Lage. Cleveland ernannte einen Sondergesandten für Hawaii, der berichtete: Die Revolution sei einzig der Unzufriedenheit weißer Geschäftsleute zuzuschreiben, ohne Stevens' Hilfe wäre es nie so weit gekommen, und nur ein kleiner Teil der Bevölkerung stütze die Übergangs-Regierung. Cleveland forderte die Revolutionäre auf, die Macht an die Königin abzugeben. Die Dole-Regierung lehnte ab. Das Regime, erst dank amerikanischer Hilfe an die Macht gekommen,

beschied kühl, die Amerikaner hätten auf Hawaii nicht zu bestimmen. Cleveland schrieb 1898 dazu: „Unser Eingreifen in die Revolution auf Hawaii 1893 war schändlich für unsere nationale Ehre und unseren guten Namen.“

Der amerikanische Kongress gab einen eigenen Bericht in Auftrag, der die Verantwortung für den Umsturz allein bei der Königin sah. Cleveland zögerte, das Dole-Regime militärisch zu entmachten. Inzwischen erließ die Übergangs-Regierung eine neue Verfassung, nach der nur wenige Einheimische und gar keine Asiaten wählen oder ein Amt ausüben durften. Jeder, der wählen wollte, musste zuvor einen Eid ablegen, dass er nicht die Wiedereinführung der Monarchie unterstützte. Auf dieser Basis rief Präsident Dole am 4. Juli 1894 die Republik Hawaii aus.

Am 16. Januar 1895 wurde Königin Liliuokalani verhaftet. Zuvor war ein dilettantischer Umsturzversuch in Honolulu aufgefliegen. Die Königin wurde beschuldigt, davon gewusst zu haben. Vor einem Militärgericht wurde sie des Verrats angeklagt. Im Lauf des dreitägigen Prozesses,

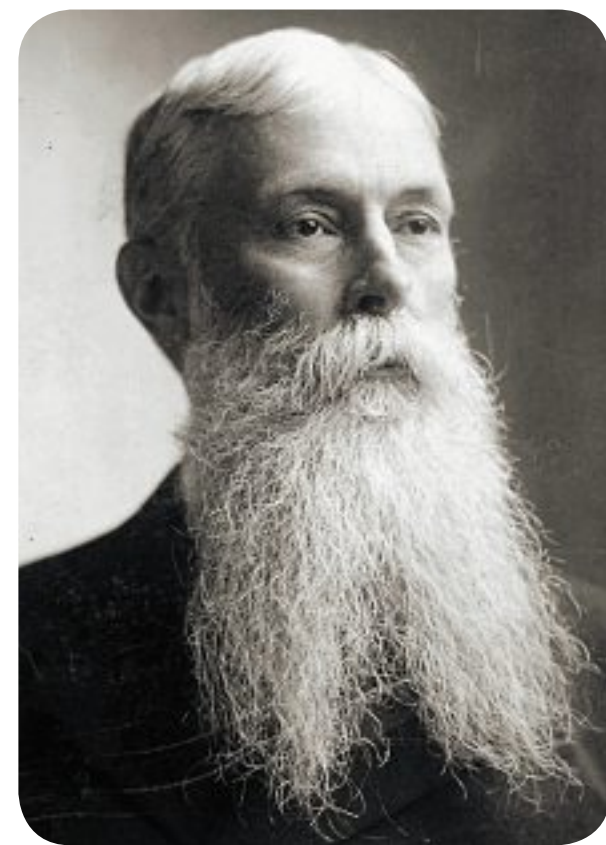
der im Thronzimmer des Königspalasts stattfand, wurde die Anklage auf Mitwisserschaft bei Verrat abgemildert. Liliuokalani leugnete, von dem unglückseligen Aufstandsversuch gewusst zu haben. Aus heutiger Sicht ist das unwahrscheinlich – eher wusste sie wohl genug darüber, um ihn als solchen einstufen zu können. Der Prozess verlief formal fragwürdig und endete mit einem Schuldspruch: 5000 Dollar Geldstrafe und fünf Jahre Arrest unter harter Arbeit – die Höchststrafe.

Am 24. Januar 1895 unterzeichnete Liliuokalani ihre Abdankung, um ihren Mitgefangenen die Todesstrafe zu ersparen. Bis September blieb sie im Gefängniszimmer des Palasts inhaftiert, dann wurde die Strafe in Hausarrest umgewandelt. Weitere fünf Monate durfte sie ihr Haus in Honolulu nicht verlassen, bis Oktober 1896 die Insel Oahu nicht. Nach 21 Monaten wurde sie begnadigt und bekam ihre vollen Bürgerrechte zurück. Sie war die letzte Gefangene des fehlgeschlagenen Aufstands – alle anderen waren bis spätestens 1. Januar 1896 frei gewesen.

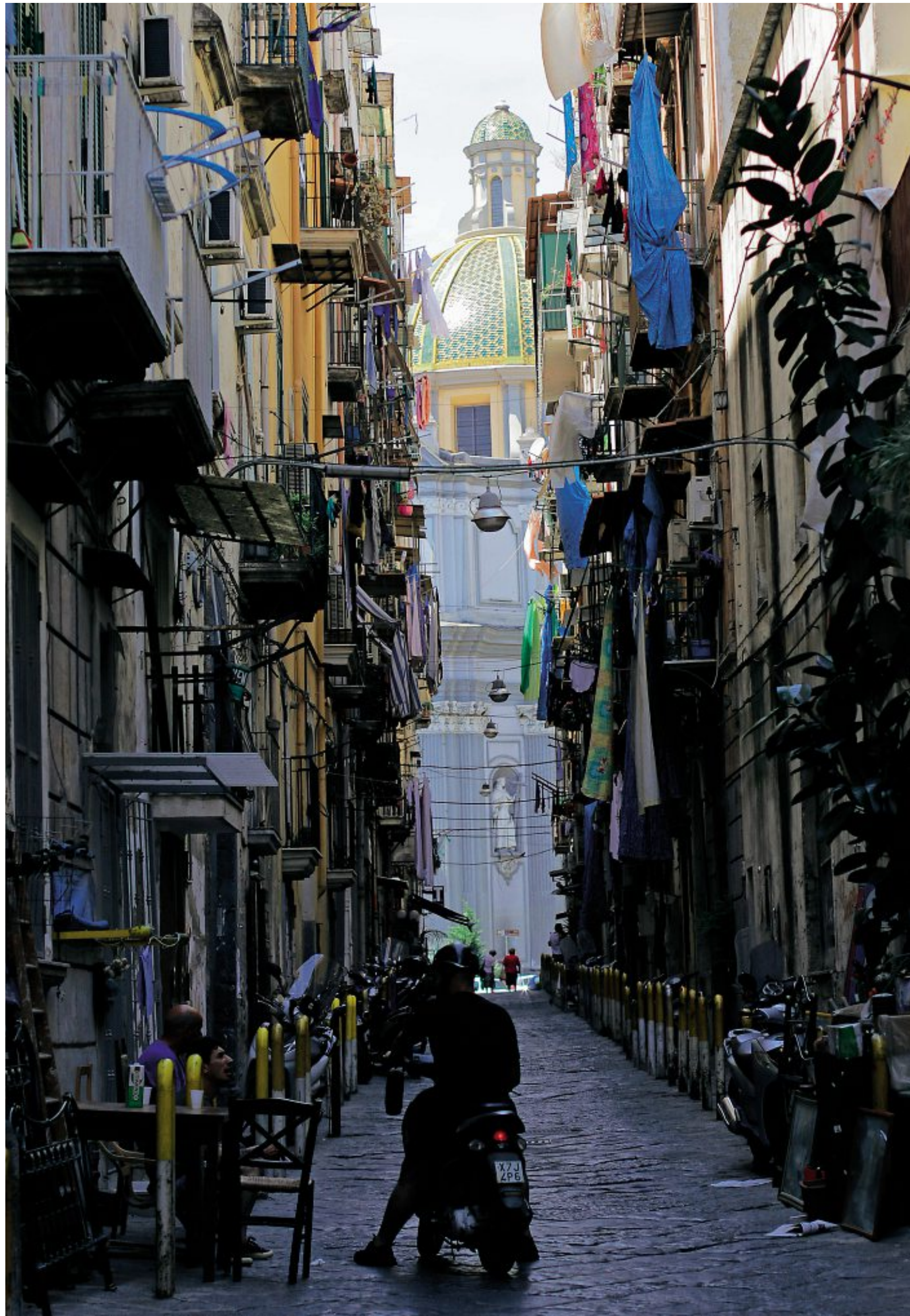
Liliuokalani bemühte sich danach, die drohende Annexion zu verhindern. Gegen die Weltgeschichte aber kam auch sie nicht an: Im April 1898 brach der Spanisch-Amerikanische Krieg aus, auch im Pazifik. Hawaii wurde als amerikanischer Militärstützpunkt unentbehrlich. Am 7. Juli 1898 unterzeichnete Präsident McKinley die Annexion. Die Übergabe der Souveränität fand am 12. August in Honolulu statt. Als die hawaiianische Flagge sank, erklang zum letzten Mal die Nationalhymne „Hawaiʻi Ponoʻi“. Als Navy und Marine danach „The Star Spangled Banner“ spielten, legten Musiker der früheren Royal Hawaiian Band die Instrumente ab und verließen die Bühne.

Liliuokalani lebte weiter in Honolulu. Als sie im April 1917 zu Ehren von fünf hawaiianischen Seeleuten, die bei einem deutschen U-Boot-Angriff gestorben waren, die amerikanische Flagge über ihrem Haus hisste, deuteten viele das als Aussöhnung mit der Annexion. Auch mit ihrem Gegenspieler Dole verständigte sie sich später. Am 11. November 1917, vor genau 100 Jahren, starb die letzte Königin in Honolulu. Sie erhielt ein Staatsbegräbnis im Thronzimmer des Palastes – dort, wo sie verurteilt worden war. Heute steht nicht weit davon eine überlebensgroße Statue, die mit Blumenkränzen geschmückt ist.

1959 wurde Hawaii der 50. Bundesstaat der Vereinigten Staaten. Am 23. November 1993 unterzeichnete Präsident Clinton eine Resolution. Darin bittet der amerikanische Kongress „um Entschuldigung für den Sturz des Königreichs Hawaii“ und „für die Aberkennung der Rechte der Hawaiianer auf Selbstbestimmung“. ◀



Der erste Präsident: Sanford B. Dole, später auch erster Gouverneur Hawaiis, strebte früh die Annexion an.



Die alte Stadt: Im Viertel Sanità hat das Neapel wie aus den Romanen von Elena Ferrante überlebt. Weil sich dort aber die Mafia breit gemacht hat, galt der Stadtteil lange als No-go-Area.

IN DER UNTER WELT

Der Weg in die Zukunft führt von der Rückseite der Basilika Madre del Buon Consiglio hinunter zu den Toten. 102 Stufen, durch ein schmiedeeisernes Tor ins modrige Dunkel. Schon die alten Römer schlugen hier Gräber in den Tuffstein. Die Gebeine der ersten Christen wurden in den Gewölben bestattet, adlige Familien und Bischöfe, der Stadtpatron San Gennaro von Neapel, enthauptet um das Jahr 305 auf Geheiß des Kaisers.

„Willkommen“, sagt Antonio Della Corte, zieht sein Smartphone aus der Hosentasche und knipst über Wifi das Licht an. Er ist 29 Jahre alt, Gelfrisur und tätowierte Oberarme. In den Katakomben kennt er sich aus wie kaum ein anderer. Er kennt ihre jahrhundertalte Geschichte, jeden Winkel und jede Gruft, all die farbigen Fresken. Und die Legenden, die alte Frauen draußen in den engen Gassen von Sanità erzählen, dem Viertel, in dem er aufgewachsen ist.

Sanità liegt am Rand der Altstadt von Neapel, eingekeilt zwischen hohen Tuffsteinfelsen. Unterwelt, nicht nur wegen der unterirdischen Friedhöfe. Auf der Piazza Sanità im Herzen des Viertels erinnert eine Statue an Genny Cesarano, tödlich getroffen von einer Pistolenkugel am 6. September 2015 im Alter von 17 Jahren. „Eines der vielen unschuldigen Opfer der absurden Gewalt“, steht auf einer Plakette. Nur wenige Meter weiter wurde am 7. Januar 2015 Ciro Esposito erschossen. Und am 14. November 2015 dessen Vater Pietro Esposito, Camorra-Clan-Chef.

Einst kutschierten Könige über die gepflasterte Hauptstraße von Sanità. Die Bourbonen hatten auf dem Hügel hinter dem Viertel ihr Schloss. Adlige errichteten protzige Palazzi. Doch als Napoleon zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Stadt beherrschte, ließ er eine Brücke über die Talsohle bauen, direkt über die Köpfe der Bewohner hinweg. Die Pfeiler wurden achtlos in Wohnhäuser hineingestampft. An einem hängt heute ein Fahrstuhl – wie eine Schleuse zwischen oben und unten.

„Unser Viertel wurde vergessen“, sagt Antonio. Sich selbst überlassen, ausgegrenzt. Er zögert, dann sagt er doch: „Wie ein Getto“.

Die Camorra machte sich breit, die kampanische Mafia, und hat sich tief im Viertel eingenistet. Schmierestehen, Botengänge, Drogenverkauf: Einfacher lassen sich ein paar Hundert Euro im Monat nicht verdienen. Ehrliche Arbeit gibt es viel zu wenig. Auf 60 bis 70 Prozent wird die Arbeitslosigkeit unter den Jugendlichen in Sanità geschätzt. Und der Staat tut wenig, das zu ändern. Bei rund 70.000 Einwohnern gibt es im Viertel gerade einmal eine Grundschule – und keine einzige weiterführende Schule.

„Der Staat ist hier nicht existent“, sagt Don Antonio Loffredo. Er ist seit 16 Jahren Priester in Sanità und keiner, der sich hinter Sonntagspredigten versteckt, auch wenn er gern in biblischen Bildern spricht. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, sagt er. „Der Mensch braucht Kultur. Auch das menschliche Herz muss genährt werden.“

Um seine Schäflein in Sanità von seinen Ideen zu überzeugen, nahm Pater Loffredo ein paar Jugendliche mit auf Reisen. Sie fuhren nach Madrid, Amsterdam, Berlin. Sie schauten sich Sehenswürdigkeiten an – und die vielen Touristen, die sich die Sehenswürdigkeiten ebenfalls anschauten. Weit weg von zu Hause wurde den Jugendlichen klar, wie reich ihr armes Viertel eigentlich war, wie viel kulturelles Erbe dort brachlag und verfiel: die Katakomben, der alte Pestfriedhof, ein Dutzend barocker Kirchen, Klöster, Palazzi und schmale Gassen. Nichts davon war in Reiseführern verzeichnet. Und in Neapel selbst galt Sanità als No-go-Area.

Einer der Jugendlichen war Antonio Della Corte. Nach der Schule überlegte er, eine Ausbildung zum Physiotherapeuten zu machen. Aber er schaffte die Aufnahmeprüfung nicht. Also bewarb er sich beim Militär. In Sanità ist das ein beliebter Plan B, falls sonst nichts klappt. So wie das Ausland oder eben die Camorra. Zum Bestehen des Eignungstests fehlte Antonio am Ende ein einziger Punkt. Er hätte es im nächsten Jahr noch einmal versuchen können, doch da hatte ihn Pater Loffredo schon mit seinen Ideen infiziert.

Seit den Lateranverträgen, die 1929 zwischen dem Königreich Italien und dem Heiligen Stuhl geschlossen wurden, unterstehen alle

Neapel entdeckt die Katakomben unter dem Stadtteil Sanità neu – und belebt den Tourismus mit einer überirdisch guten Idee.

Von David Klaubert (Text und Fotos)

Schaurig schön:
Pestfriedhof Cimitero
delle Fontanelle (oben)
und die Katakomben
von San Gaudioso

IN DER UNTERWELT

christlichen Katakomben im Land dem Vatikan. Pater Loffredo gründete mit den Jugendlichen in Sanità 2006 die Kooperative „La Paranza“, „das Fischernetz“. Und er überredete seine Vorgesetzten, ihnen die Verwaltung der Katakomben von San Gaudioso zu übertragen. Die unterirdischen Gewölbe moderten damals mitten im Viertel unter der Basilika Santa Maria della Sanità vor sich hin und dienten allenfalls noch für Ministranten-Mutproben. Die Jugendlichen von „La Paranza“ entrümpelten die Gänge, machten sie wieder begehbar und ließen LED-Lampen installieren. Sie kümmerten sich um die professionelle Restaurierung der Mosaik, Fresken und Statuen. Das Geld dafür trieben sie von Stiftungen und anderen Spendern ein. Vom Staat bekamen sie statt Unterstützung vor allem bürokratische Hindernisse in den Weg gestellt.

Eine weitere Sehenswürdigkeit des Viertels ist der Cimitero delle Fontanelle, ein ehemaliger Pestfriedhof. Tausende Schädel sind dort aufeinandergestapelt, Oberschenkel, Schienbeine, Rippen, Wirbelsäulen, verstörend akkurat sortiert. Auf vielen Totenschädeln liegen Münzen, andere stecken in kleinen Schreinen, die aussehen wie Holzhäuschen. Es sind die „anime pezzentelle“, die armen Seelen, die einst von Gläubigen adoptiert wurden. Bis zur Schließung des Friedhofs 1969 durch den Erzbischof von Neapel war es Brauch, aus den Zigtausenden Schädeln einen auszuwählen, für ihn zu beten und mit Opfergaben um Ratschläge und kleine Wunder zu bitten. Kerzen, Cent-Münzen, Bustickets und glänzende Rosenkränze zeugen davon, dass der Totenkult auch heute noch seine Anhänger hat. Und so ist der Cimitero delle Fontanelle ein packender Ort, um die innige Beziehung der Neapolitaner zu ihren Toten zu erleben.

Trotzdem weigerte sich die Stadtverwaltung von Neapel beharrlich, den Friedhof an mehr als ein paar Tagen im Jahr zu öffnen. Pater Loffredo und die Jugendlichen riefen deshalb zur Besetzung auf. In Schlafsäcken übernachteten sie zwischen den bleichen Gebeinen. Und erreichten so, dass der Cimitero nun täglich offen ist und immer mehr Besucher anzieht.

Außerdem übernahm „La Paranza“ auch die Katakomben von San Gennaro. Ihr Eingang liegt oben auf dem Hügel, gut erreichbar in der Nähe des Bourbonen-Palastes; ihr Ausgang unten beim Krankenhaus von Sanità, gegen dessen Schließung die Anwohner gerade mit Protesten und Plakaten kämpfen. Die Besucher der Katakomben werden so nicht nur in die Totenwelt geführt, sondern auch mitten ins Leben von Sanità. „Wir wollten den Leuten auch die Angst vor unserem Viertel nehmen“, sagt Antonio.

Sanità, etwa fünf Quadratkilometer groß, ist einer der am dichtesten besiedelten Flecken Europas. Die großzügigen Palazzi wurden im Lauf der Jahre immer weiter zerstückelt. Im Labyrinth der Gassen hängt trocknende Wäsche von Haus zu Haus. Großmütter sitzen vor ihren Bassi, den winzigen Erdgeschosswohnungen. Manche haben den Pflastersträßchen mit einfachen Geländern Terrassen abgetrotzt. Hupende Roller surren vorbei, darunter auch der Kellner der Kaffeebar „Millenovecentoventisei“, der nach dem Mittagessen Espresso in Plastikbechern ausfährt. Dazwischen Nähstuben, Trödler, der Fischverkäufer und Gemüsestände. In Sanità hat das alte Neapel überlebt, ein Neapel wie aus den Romanen von Elena Ferrante.

Schon nach drei Jahren trug sich „La Paranza“ selbst. Zu den Führungen in den Katakomben und durchs Viertel kamen zwei Gästehäuser in ehemaligen Klöstern und ein neues Besucherzentrum mit Cafeteria. Insgesamt sind so schon 21 Arbeitsplätze für Jugendliche aus Sanità entstanden. Antonio Della Corte ist zum Verantwortlichen für die Führungen aufgestiegen. Er hat Englisch gelernt



und ein kulturgeschichtliches Studium angefangen. Rund um die Kooperative sind viele weitere Projekte entstanden. „Unsere Arbeit ist wie ein Stein im Wasser, der weite Kreise zieht“, sagt Pater Loffredo. Die schmiedeeisernen Geländer und die Blindentafeln in den Katakomben entstanden in einem Workshop, aus dem inzwischen eine Werkstatt mit mehreren Angestellten geworden ist. Es gibt in Sanità zwei Kinder- und Jugendorchester. Eine stillgelegte Kirche aus dem 17. Jahrhundert ist zum Theater umgebaut worden – mit einer professionellen Truppe und vielen Nachwuchsgruppen. Das ganze Viertel profitiert davon. Nach einer Vorstellung, erzählt einer der beiden Theaterdirektoren, seien fünf Familienpizzen geliefert worden. Ein Dankeschön des Pizzabäckers um



Engagierter Hirte: Pater Antonio Loffredo (links) hat Jugendliche wie Antonio Della Corte für das kulturelle Erbe begeistert.

die Ecke, der durch die Zuschauer, die aus vielen Ecken Neapels ins „Nuovo Teatro Sanità“ kommen, gute Geschäfte macht.

In den Zeitungen taucht Sanità noch immer vor allem in der „Cronaca nera“ auf, der „schwarzen Chronik“, wie die Rubrik für Unfälle, Mord- und Totschlag heißt. Seit in den vergangenen Jahren mehrere Camorra-Bosse verhaftet und verurteilt wurden, haben Jüngere übernommen. Und die orientieren sich nicht mehr an den Regeln ihrer Väter und Großväter, sondern an schießwütigen Filmgangstern. Sie sind unberechenbar, ihre Revierkämpfe brutal und rücksichtslos. Innerhalb von elf Tagen gab es diesen Sommer in Neapel acht Mafiamorde. „Babygangs“ werden die jungen Mafiosi genannt. „Hunde ohne Herren“, sagt Antonio.

Die Polizei, immerhin, patrouilliert seit diesem Jahr regelmäßig in den Straßen von Sanità. „Repression ist notwendig“, sagt Don Antonio Loffredo. „Aber Repression allein ist nutzlos – so wie es nichts bringt, Unkraut zu mähen ohne die Wurzeln auszugraben.“ Trotzdem ist der Pater optimistisch, und das nicht nur von Berufs wegen. Im Viertel, sagt er, wachse langsam die Erkenntnis, dass ein Wandel möglich ist. Kunst und Kultur, all die Gemeinschaftsprojekte, da ist er sich sicher, graben an den Wurzeln der Camorra. Angst vor den Mafiosi hat er trotzdem nicht. „Das sind einfache Geister“, sagt er, „die erkennen die Verbindung zwischen unserer Arbeit und der Zerstörung ihres Systems gar nicht.“

BLUTWURST INTERNATIONAL

Schon in der „Odyssee“ von Homer wird sie erwähnt. Wir holen aus der Blutwurst das Beste für heute heraus. *Von Claus Eckert (Rezepte, Texte, Fotos)*



Blutwurst-Handkäs-Salat

Zwischen Mainz und Frankfurt kennt ihn jedes Kind als Handkäs – im Rest der Republik hat er andere Namen, zum Beispiel Harzer Roller, und ist nichts weiter als ein fettarmer, preisgünstiger und vor allem sehr aromatischer Sauermilchkäse, besonders wenn er Zeit zum Reifen hatte. Daher gerne ein bis zwei Tage vor dem Verzehr aus dem Kühlschrank holen. Je nach Geschmack kann man ihn in etwas Weißwein oder Apfelwein einlegen. Hier eine rheinhessische Adaption des klassischen Schweizer Würstsalats aus Fleischwurst und Emmentaler, mit geräucherter Blutwurst und Handkäs:

200 g Handkäs (möglichst gereift) würfeln
200 g geräucherte Blutwurst pellen und würfeln
100 g rote Zwiebeln in Ringe schneiden
150 g Gewürzgurken, gewürfelt

Die Zutaten in einer Schüssel vermengen und mit diesem Dressing marinieren:

4 EL Olivenöl

6 EL Apfelessig

1 EL Senf gut verrühren. Mit Pfeffer, Salz und gestoßenem Kümmel abschmecken.

Den Salat mit Rucola garnieren und noch etwas Kümmel darüber streuen, dazu rustikales, frisches Brot reichen.

Tortilla mit Morcilla

Wer Spanien und seine Chorizos liebt, wird auch seine Freude an der dunklen Morcilla haben, der spanischen Blutwurst, die es in zig Variationen gibt. Exotisch kommt sie mit dem geräucherten Paprikapulver Pimenton und Gewürzen aus der arabischen Geschichte des Landes daher. Klar, dass bei diesem Rezept Unmengen von Olivenöl zum Einsatz kommen. So ist das tatsächlich in iberischen Küchen. Fast in jedem Haushalt fängt man nach dem Braten das überschüssige Öl in einem Metallkännchen mit Siebaufsatz auf, um es beim nächsten Gericht wieder einzusetzen. Den Anteil der Zutaten kann man variieren und auch das Gemüse je nach Verfügbarkeit austauschen.

400 g festkochende Kartoffeln
350 g Zwiebeln
350 g Morcilla
150 g rote Paprika
1 Knoblauchzehe
8 Eier
Pfeffer, Salz, Pimenton (geräuchertes Paprikapulver)
ca. 400 ml Olivenöl

Kartoffeln und Zwiebeln schälen, gegebenenfalls halbieren und jeweils in Scheiben oder Ringe schneiden. In einer großen Pfanne reichlich Olivenöl stark erhitzen (die Zutaten sollten in Öl schwimmen). Die Kartoffel- und Zwiebelscheiben und die zerdrückte Knoblauchzehe gut acht Minuten anbraten. Gelegentlich umrühren, damit die Kartoffelscheiben sich voneinander lösen und die Zwiebeln auseinanderfallen. Die Blutwurst und die Paprika in Würfel oder Scheiben schneiden und für knapp fünf Minuten hinzugeben. Den Inhalt der Pfanne in ein großes Sieb oder einen Durchschlag geben und das gesamte Öl in einer feuerfesten Schüssel



(kein Kunststoff!) auffangen. Vorsicht, dass mit dem heißen Öl kein Unglück geschieht! Das mit Röstaromen durchzogene Olivenöl kann man nochmals gesiebt oder durch ein Krepp gefiltert für den nächsten Brateinsatz aufheben. Die gut abgetropfte Masse etwas abkühlen lassen und beiseite stellen.

Inzwischen acht Eier aufschlagen und pikant mit frisch gemörserter Pfeffer und Salz sowie Pimenton (ersatzweise scharfes

Paprikapulver und etwas Chili) abschmecken und ein paar gehackte Zweige Petersilie unterkleppern. In einer großen Schüssel nun die Kartoffel-Zwiebelmasse mit der Wurst und dem Gemüse gründlich mit den Eiern vermengen und durchziehen lassen. Nun die ausgewischte und leicht geölte Pfanne wieder anheizen, den Schüsselinhalt hineingeben, gleichmäßig verstreichen, dabei die Pfanne zwei bis drei Mal auf dem Herd aufstoßen,

so dass sich alles gut setzt. Deckel aufsetzen und bei mittlerer Hitze die Tortilla auf der Unterseite etwa vier Minuten goldbraun braten. Mit einem Silikonspatel prüfen, ob die Tortilla locker in der Pfanne liegt. Dann die Tortilla auf einen großen Teller stürzen, vorsichtig wieder in die Pfanne zurückgleiten lassen und die andere Seite goldbraun backen. Die Tortilla sollte im Inneren noch nicht ganz durch, also schön cremig sein.

Sie sehen hier keinen Harry-Potter-Schauplatz, sondern die ehrwürdige Universität von Glasgow. Wer an einer derart namhaften Hochschule studiert, kann ja nur ein schlauer Fuchs werden. So geschehen mit den vielen Elite-Absolventen wie Lord Kelvin oder allerlei Nobelpreisträgern.



Was der Herr im grauen Sweater hier in der Hand hält, ist kein Unkraut. Gary Goldie ist Gärtner und sammelt im Kelvingrove Park als „Urban Forager“ die wilden Kräuter, die später bei Spitzenkoch Chris Charalambous auf dem Teller landen, zum Beispiel Brennesseln oder Bärlauch.

Grüße aus



Das Beste am frühen Aufstehen in Glasgow ist die tolle Auswahl an frischen Broten und Scones bei Kember & Jones an der entspannten Byres Road. Hier ausgiebig frühstücken und noch ein Stück Kuchen für einen Ausflug in den nahen botanischen Garten einpacken.



Schottland ohne Whisky ist wie Italien ohne Wein oder Deutschland ohne Bier: nüchtern betrachtet eine Nullnummer. Hervorragenden Whisky aus einer recht kleinen Traditionsdestillerie gibt es bei Glengoyne, eine Dreiviertelstunde außerhalb von Glasgow.

Und wenn es regnet, genießt man in Schottland einfach das Essen.

*Von Julia Stelzner (Text)
und Thorsten Konrad (Fotos)*

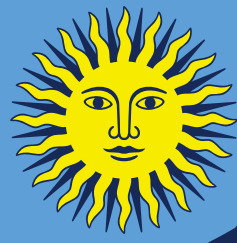


Craig Tannock ist Urgestein, Musiker – und Veganer. Im „Mono“, das Bar, Restaurant und Konzertsaal zugleich ist, garniert er vegane Burger zu Rock'n'Roll. Die DJs Moby und Moguai sind Stammgäste. Tannock hat fünf Lokale. Sie sind fünf Beweise dafür, warum Glasgow „the vegan capital of the UK“ ist.

Der Stadtteil Finnieston gilt als „hippest place to live in the UK“. Hier ist abends viel los. Die Bars und Restaurants sind proppenvoll. Im „Ox and Finch“, „The Gannet“ oder „The Finnieston“ reserviert man besser früher. Oder man macht gleich einen „Dishcrawl“.



Man kann zwar von Glasgow aus mit dem Auto in zwei Stunden in die Highlands fahren und sich anschauen, wo James Bonds „Skyfall“ gedreht wurde. Man kann aber auch eine Stunde gemütlich mit dem Zug zum Loch Lomond schaukeln und diesen Blick genießen.



St. Moritz®

TOP OF THE WORLD

THE ORIGINAL
IN WINTER
TOURISM
SINCE 1864



www.engadin.stmoritz.ch
www.stmoritz.ch





Ivalo in Nordfinnland liegt am Ende der Welt. Das ist ein guter Ort, um neue Autos und Reifen in Eis und Schnee zu testen.

Von Jenni Roth

Blaue Stunde: Im finnischen Teil Laplands wird Einsamkeit zum Geschäftsmodell – dort können Tester und Ingenieure unbehelligt arbeiten.

Die schwere Holztür knarzt. Am Eingang hängen dicke Winterjacken an Rentiergeweihen. In der Mitte des Holzbaus in Jurtenform brennt ein großes Feuer. Die Holzbänke, sternförmig zur Mitte aufgestellt, sind mit Rentierfellen gepolstert. Willkommen in der Firmenkantine von Testworld!

Ingenieure, Informatiker und Software-Entwickler schlürfen hier Hühnersuppe. Es ist eng und gemütlich. Draußen ist es 40 Grad kälter, und den Horizont sieht man nicht. Weiß geht über in Weiß.

Vom finnischen 4000-Einwohner-Ort Ivalo aus, vier Stunden nördlich des Polarkreises, geht es im Auto zehn Minuten durch verschneite, menschenleere Landschaft bis zu dem großen Eisentor, an dem ein Wachmann Fahrzeug und Fahrer kontrolliert. Dahinter liegt das Gelände des Kälte-testunternehmens Testworld, das die Eigenschaften von Autos, Reifen und Komponenten bei Frost, Schnee und Eis prüft. Hinter ein paar Babykiefen wirbelt Schnee auf. Das dazugehörige Fahrzeug sieht man nicht, es ist schon im weißen Staub verschwunden.

Vor der Kantine prangt ein Eisklotz mit den eingravierten Lettern von McLaren-Mercedes. Drinnen vermischt sich das Knistern der brennenden Äste mit einem Stimmengewirr aus Englisch und Deutsch. Vielleicht Kollegen von VW, vielleicht von Audi. Für wen sie arbeiten, ist geheim. Überhaupt gibt es bei Testworld viele Geheimnisse. Fotografieren ist verboten. „Prototype-safe“ heißt das: Hier werden Fahrzeuge und Fahrzeugteile getestet, die noch nicht auf dem Markt sind. Die Hersteller wollen sichergehen, dass die Prototypen bis zur Marktreife geheim bleiben. Schließlich kosten Entwicklung und Tests neuer Produkte Millionen bis Milliarden. Manche Firmen sprechen nicht einmal offen darüber, wo sie ihre Autos oder Reifen testen. Und Testworld behält die Geheimnisse der Kunden natürlich für sich.

Nur der Reifenhersteller Hankook zeigt sich offener. Im Februar hat er hier ein eigenes Testgelände eröffnet. „Die Bahn ist exklusiv, aber natürlich dürfen unsere Kunden wie Audi, BMW, Mercedes oder Porsche sie nutzen“, sagt Unternehmenssprecher Felix Kinzer. Für einen Reifen brauche man nur zwei, drei Minuten. Aber pro Winter testet Hankook Tausende Sätze. Daher war Ivalo für die Entwicklung der Produkte erste Wahl, vor allem wegen des Wetters. „Der Klimawandel macht vor Skandinavien ja nicht Halt. Konstante Bedingungen findet man eigentlich nur noch weit jenseits des Polarkreises.“

In Ivalo kann Hankook mit einer Testphase von Ende November bis Mitte März planen. In diesem Jahr gaben die Wetterbedingungen sogar eine Verlängerung bis Ostern her. Finnisch-Lapland hat die längste Testzeit der Welt. „In der schwedischen Stadt Luleå, in der auch viele testen, können die Temperaturen auf plus sieben Grad steigen. Zudem ist ein Teil des Geländes ein See – der würde dann einbrechen.“

In Ivalo friert der Boden spätestens von November an. Den Schnee, der auf die vereiste Fläche fällt, können die Tester dann Schicht für Schicht abtragen. „Jedes Mal gibt es wieder eine perfekte Bahn“, sagt Kinzer. Und die Kollegen aus Mitteleuropa

FOTOS TESTWORLD



Weiße Welle: Die Freiluft-Testzeit läuft in Ivalo mindestens von November bis März.

können im normalen Tagesrhythmus arbeiten – anders als etwa in den Alpen, wo die Tester Nachtschichten machen müssen, weil nur dann über mehrere Stunden hinweg konstante Schneeverhältnisse herrschen. Ohne sie wären die Messergebnisse unbrauchbar.

Finnland hat noch einen Vorteil gegenüber den Alpenländern. „Wir haben Platz“, sagt Janne Seurujärvi, Managing Director bei Testworld. Deutsche Größenvorstellungen sind da fehl am Platz – die kleinste Maßeinheit, in der die Menschen hier denken, sind Hektar. Trotzdem gibt es eine gute Infrastruktur. Lastwagen können die abgeklebten Erbkönige transportieren. Und es gibt täglich mehrere Flugverbindungen nach Helsinki.

Dennoch sagt Kinzer: „Wir schicken unsere Mitarbeiter nicht länger als zwei Wochen am Stück da hoch – das hält man als Mitteleuropäer nicht aus.“ Weil es kein Tageslicht gibt, monatelang. Manchmal übernachtet die Belegschaft statt in einem der beiden Hotels im Ort eine halbe Stunde weiter im Skiort Saariselkä, dort gibt es eine beleuchtete Skipiste, einen Scooter-verleih, man kann Eislochfischen gehen oder auch ins Fitnessstudio. Und es gibt eine Kneipe für den Feierabend. Da sitzt man dann abends beim Bier zusammen mit der Konkurrenz aus Tresen. Man kennt sich, man tauscht sich über fast alles aus – nur nicht über den Beruf. Kinzer, der selbst viele Wochen im Jahr in Ivalo verbringt, kennt keine Berührungängste. „Das sind ja auch alles Leute mit technischen Berufen, die sind ganz cool.“

Das Geschäft brummt. Die Zahl der Auto- und Reifenhersteller wächst, und das Thema Sicherheit werde immer wichtiger, sagt Janne Seurujärvi. „Die Reifen sind jetzt 50 Mal sicherer als vor 20 Jahren.“ Hinzu kommt: Die Zeitspanne von der Forschung über die Entwicklung und die ersten Tests bis zur Produktion wird kürzer. Immer schneller kommen neue Modelle auf den Markt. „Da kann man mit den Kälte-tests nicht monatelang warten, bis es Winter wird.“

Das gelte für das ursprüngliche Kerngeschäft der Reifentests ebenso wie für die Fahrzeugtests, die Testworld seit dem Zusammenschluss mit dem Unternehmen Millbrook forciert. Die Mitarbeiter präparieren die Pisten, andere verpflegen die weit verstreut arbeitenden Testteams oder warten die Fahrzeuge – und sie fahren sie natürlich auch.

Jouni Siltala gibt Gas. Der Golf schleudert, schlittert über die 30 Meter breite Piste, kommt zum Stehen. Und weiter: beschleunigen, bremsen. „Wir vergleichen hier auf der Schneepiste zum Beispiel neue Reifen mit alten, bewährten“, sagt der Testkoordinator. Am Ende gehe es auch um das subjektive Empfinden, und da helfe vor allem die Erfahrung. Das Beste an seinem

Job seien die Handling-Tests: „Da kann man schön schnell fahren, um die Unterschiede zwischen den Reifen zu finden.“

Es ist also auch Spieltrieb dabei. Kein Wunder: In keinem Land der Welt gibt es mehr Rallye-Weltmeister als in Finnland. Und das, obwohl es nur gut fünf Millionen Finnen gibt und obwohl Autos in Finnland erst in den fünfziger Jahren richtig aufkamen. Die Einführung von Winterreifen in den Sechzigern gab dem Kult dann den ersten Schub. Viele Straßen in dem weitläufigen Land sind bis heute unbefestigt. Finnen kennen die nackte Fahrphysik daher von klein auf. Sie sind es gewöhnt, das Auto im Grenzbereich zu bewegen, ob im Sommer auf Schotterwegen oder im Winter bei Eis und Schnee. „Jede Hausfrau muss auf einer spiegelglatten Piste zum Supermarkt kommen“, sagt der Motorsportexperte und Journalist Markus Stier. Der nächste Laden ist oft 15 Kilometer entfernt, der nächste Nachbar womöglich drei oder fünf. Wer nicht vereinsamen will, braucht ein Auto.

In Lapland ist die Einsamkeit auch ein Geschäftsmodell. Testgelände sind meist dort angesiedelt, wo sich nicht viele Leute aufhalten oder hinwollen. So können Test- und Entwicklungsingenieure unbeobachtet arbeiten. Zudem, sagt Ulrich Herfeld, Leiter Entwicklung Gesamtfahrzeug bei Audi, „wollen wir unseren Betrieb sozial verträglich gestalten und da umsetzen, wo wir die Umgebung nicht belästigen“. Solche Aussagen beruhigen manche Einwohner aber keineswegs – vor allem nicht die Rentierzüchter in der Region und die Vertreter der Sami, des letzten indigenen Volks in Europa. „Neben den Bergbauaktivitäten sind es Unternehmen wie Testworld, die uns den Lebensraum nehmen und unsere Lebensart und Traditionen gefährden“, sagt Tiina Sanila-Aikio, Präsidentin des Sami-Parlaments in Inari, eine Stunde nördlich von Ivalo.

Sanila-Aikio befürchtet, dass noch mehr Teststrecken die Rentierherden auseinanderreiben – denn die Nachfrage ist groß, un-

geachtet des Klimawandels. „Klimawandel bedeutet ja nicht, dass es keinen Schnee mehr gibt“, sagt Seurujärvi. „Es gibt extreme Wetterphänomene, plötzliche Eisstürme oder massenhaft Schnee an Orten, an denen man es nicht gewohnt ist. Das bedeutet neue Herausforderungen für die Tests.“ Und: Wenn die Temperaturen sich weiter erwärmen, werden mehr Menschen in den Norden ziehen, also in kälteren Regionen leben.

Zudem seien nicht nur die Wintertemperaturen entscheidend, sagt Ulrich Herfeld von Audi: „Die Einparkhilfe muss auch funktionieren, wenn Schnee drauffällt, ebenso wie Fahrassistenzsysteme, deren Infrarotsensoren durch die Witterung beeinflusst werden. Oder unsere automatische Abstandsregelung: Die hat einen Radarsensor und muss auch bei Eis und Schnee funktionieren oder zumindest anzeigen, dass es Probleme gibt.“

Hankook dürfte daher nur das erste Unternehmen sein, das Teile des Geländes ganz für sich beansprucht. Auch Testworld selbst expandiert, fürs erste mit weiteren Hallen – denn auch in der Arktis gibt es einen Sommer. Das ganze Jahr über surrt daher in der ersten Indoor-Teststrecke der Welt die Kälteanlage. Am Eingang zeigt eine rote LED-Leuchte konstant minus zehn Grad an. Der Schnee ist echt, jetzt im Winter, und meistens auch im Sommer: Testworld lagert so viel Schnee ein wie möglich. „Das ist wichtig wegen der Konsistenz“, sagt Seurujärvi.

Für Reifenhersteller ist es aber auch ein Problem, wenn die Höchstgeschwindigkeit bei 45 Kilometer pro Stunde liegt und es auf 650 Metern Strecke nur sechs Kurven gibt. Deshalb weicht Hankook im Sommer nur im Notfall auf die Hallen aus und zieht sonst nach Neuseeland, wo dann Winter herrscht. „In einer Halle gibt es immer Feuchtigkeit, durch die Schneekügelchen entstehen, die anders sind als die kantigen Kristalle, die man für die Verzahnung mit dem Reifen braucht“, sagt Kinzer. „Da haben wir die Natur noch nicht überlistet.“

Und ganz ohne Fahrer geht es auch noch nicht. Autonomes Fahren ist trotzdem ein großes Thema, auch auf dem Testgelände. „Alle Fahrassistenzsysteme sind Bausteine, die man irgendwann zusammenschaltet zum pilotierten Fahren“, sagt Herfeld. In Ivalo starten erste autonome Systeme im Feldversuch. Natürlich streng geheim. Wobei hier nicht die üblichen Paparazzi das Hauptproblem sind. „Wir sind ja am Ende der Welt“, sagt Janne Seurujärvi. Aber eine neue Gefahr kommt von oben. „Drohnen und Hubschrauberkameras sind ein großes Risiko, die machen sehr gute Bilder“, sagt Seurujärvi. Also rüstet Testworld auf: Demnächst soll ein Drohnenabwehrsystem in Ivalo unliebsame Zuschauer vom Gelände fernhalten. ◀



Weißblauer Test: Im Sommer kann man auf die Indoor-Strecke (minus zehn Grad) ausweichen.

SIEH MAL AN



TRINKFEST

Kaffee im Einmalbecher ist ein grandioser Erfolg. Und damit auch ein Problem. Schätzungsweise 2,8 Milliarden Pappbecher werden allein in Deutschland jedes Jahr befüllt und dann, bisweilen achtlos, weggeworfen. Damit man sich die Dimension besser vorstellen kann: Das sind 320.000 Stück in jeder Stunde. Der Müllberg summiert sich auf rund 40.000 Tonnen, das kann Umweltschützern nicht gleichgültig sein. Das hessische Umweltministerium hat die Aktion „Becherbonus“ ins Leben gerufen, in deren Rahmen sich zunächst 70 Frankfurter Geschäfte verpflichten, „Coffee to go“ in Behälter zu füllen, die von Kunden mitgebracht werden und mehrfach verwendbar sind. Mindestens zehn Cent günstiger ist ein solcher Kaffee als jener im Einwegbecher. Eine derartige Aktion erfordert einen adäquaten Becher, den das Organic-Design-team im Frankfurter Ökohaus entworfen hat. Man mag sich technisch ausgeklügelteres und stilistisch Cooleres vorstellen, aber den Beamten und den Financiers kam es auf äußere Werte nicht so an. Die inneren sind ausspülbar und gut für das grüne Gewissen. (hap.)



NETZWERK

Niemand kennt den Hersteller HMD Global, aber das Unternehmen führt den Markennamen Nokia weiter. Jetzt wurde das Nokia 7 vorgestellt, ein Mittelklasse-Smartphone mit dem Betriebssystem Android in der Version 7. Die Neuerscheinung hat ein 5,2 Zoll großes Display mit 1080p-Auflösung. Im Innern arbeitet der Prozessor Snapdragon 630 von Qualcomm. Ihm stehen je nach Modellvariante vier Gigabyte RAM und 64 Gigabyte Speicher oder sechs und 128 Gigabyte zur Verfügung. Der Speicher ist mit Micro-SD-Karten erweiterbar. Der Akku hat 3000 Milliamperestunden, und die Kamera löst auf der Rückseite mit 16 Megapixel auf, auf der Vorderseite mit fünf Megapixel. Das Gerät ist in China bereits im Handel, die europäischen Preise sollen bei rund 350 Euro liegen. (misp.)

Marilyn

Optisch ziemlich sexy. Doch die zu weit nach vorn geschobene Brust blockiert die Hals- und Lendenwirbelsäule. Beim Gehen schwingt die instabile Hüfte wegen zu schwacher Bauchmuskeln. Hohlkreuz und X-Beine.



Hanseat

Zu wenig beweglich, steife Gelenke und Muskeln. Die Schultern stehen hinten, das Becken ist vor dem Brustkorb positioniert und gekippt. Oft sind es große dünne Menschen.



Der/die Schiefe

Individuelle Asymmetrien und Verdrehungen. Dadurch, dass eine Körperseite überlastet ist, geraten auch Kopf und Wirbelsäule in eine schiefe Position. Fehlstellungen möglich in Kopf, Schulter, Arm, Wirbelsäule, Hüfte, Bein oder Fuß.



Athlet

Aufrechte Haltung. Der Körper befindet sich überwiegend in der korrekten außenrotierten Position. Hüfte und Bein stehen in einer Achse. Häufig sind die Muskeln von Athleten aber zu schwach, da diese keine Beschwerden und somit keinen Trainingsanreiz haben.



Der/die Starke

Stecken voller Energie, bauen schnell Kraft auf. Straffe, oft auch verhärtete Muskeln, stabile Gelenke, festes Bindegewebe. Leichtes Hohlkreuz. Starke neigen dazu, Körperfett anzusetzen.



Bewegungstherapeut Arlow Pieniak, der „Körperflüsterer“, über ungesundes Sitzen, Belastungssituationen im Alltag und Colaflaschen-Typen

Herr Pieniak, in Ihrem Buch versprechen Sie, dass bei Anwendung Ihrer Methode mit 95 Prozent aller orthopädisch bedingten Beschwerden Schluss sein soll. Woher kommen eigentlich all diese Beschwerden? Nur weil wir so viel sitzen? Ja, das ist ein Grund. Sitzen ist für den menschlichen Körper nicht vorgesehen. Der Körper kann gut stehen, sich bewegen, hocken und liegen. Aber nicht auf halber Höhe sitzen. Meine Kinder hatten perfekte Bewegungsmuster, bis sie in der Vorschule mehr gegessen haben. Das konnte ich bei ihren Freunden auch sehen.

Also müsste schon die Schule etwas anders machen. Genau. Es gibt zum Beispiel in den Vereinigten Staaten Schulen, in denen die Kinder stehen.

Gibt es weitere Gründe für die häufigen körperlichen Beschwerden? Unsere Körper sind nur auf eine Lebensdauer von maximal 35 Jahren ausgelegt. Irgendwann haben wir uns entschieden, älter zu werden. Die genetische Ausstattung reicht dafür aber nicht. Man sieht das zum Beispiel daran, dass die Muskulatur von jemandem, der sich normal bewegt, bis zum Alter von etwa 20 Jahren phantastisch ist. Und dann lässt es langsam nach.

Sie teilen in Ihrem Buch die Menschen in zehn Typen ein, um jedem von ihnen ein Training anzupassen. Wie sind Sie auf die zehn gekommen? Die Frage war, wie ich meine Beobachtungen für andere greifbar machen kann. In meinem Kopf sehe ich einzelne Fehlstellungen und füge sie frei zusammen. Aber es gibt Kombinationen, die häufig auftreten. Zum Beispiel hat jemand mit einem stark gekippten Becken oft eine krumme Brustwirbelsäule. Es haben sich dabei genau zehn Typen ergeben. Die zehn stehen für typische Gruppierungen von Fehlstellungen.

Als Leser möchte man sofort seinen Typ ermitteln. Andererseits weckt diese generelle Einteilung auch Skepsis. Das wirkt bei Ihnen fast wie die Methoden bei einem Selbstfindungs-Seminar. Eigentlich möchte ich zeigen, dass bestimmte Dinge nicht klappen können, bis man das erledigt hat, was ich in dem Buch vorschlage. Das heißt, bis jemand dank der richtigen Position seine Muskeln so nutzen kann, wie es genetisch vorgesehen ist. Erst dann kann er zum Beispiel schmerzfrei werden. Klar sind alle einzigartig. Aber dennoch gibt es Muster, die immer da sind. Und Lösungswege, an die man sich halten muss.

Gibt es auch Mischtypen? Es gibt verhältnismäßig wenige Mischtypen. Etwa 80 bis 90 Prozent sind klare Typen.

Was halten Ihre Kunden denn von den Bezeichnungen? So etwas wie Katze oder Läufer hört sich ja noch ganz nett an. Aber was, wenn man plötzlich als Colaflasche dasteht? Eigentlich haben wir versucht, Namen zu finden, mit denen man sich identifizieren kann. Ein Körpertyp, der woanders Schildkröte genannt wird, heißt bei mir Autor. Wir wollten es positiv besetzen. Denn es bleiben Fehlerbilder. Manchmal wünschen sich Kunden, ein anderer Körpertyp



Foto Daniel Pilar

zu sein. Aber das geht nicht. Man wird niemals von einer Katze zu einem Cowboy.

Wie viele Ihrer Kunden können Sie gar nicht einteilen? Schwierig wird es bei Leuten, die ihren Körper durch eine intensive Tätigkeit formen. Also zum Beispiel viel Ballett tanzen. Dann ist ein Fehlerbild darunter schwer zu erkennen. Ich hatte kürzlich eine Kundin, die ich gar nicht einordnen konnte. Das hat mich genervt. Ich versuchte die ganze Zeit etwas zu sortieren, was nicht zu sortieren ist. Aber das ist die Einzige, die mir einfällt.

Sie benutzen für Ihre Methode nicht den Begriff Sport. Ich sage dazu Training. Das ist etwas anderes als Sport. Fußball ist zum Beispiel ein Sport mit einer bestimmten Zielsetzung, nämlich jener, Tore zu schießen. Sport trainiert nicht oder nur zufällig. Viele Leute suchen nach

KATZE ODER COWBOY?

Trainieren von Kraft führt erst einmal nicht unbedingt dazu, dass Muskulatur aufgebaut wird.

Wie sieht denn der Unterschied zwischen Kraft- und Muskelaufbautraining praktisch aus? Wenn ich allein die Kraft trainieren will, arbeite ich mit wenigen Wiederholungen und viel Gewicht. Im Bereich von drei Wiederholungen mit entsprechend hohen Gewichten baut sich kaum Muskulatur auf. Man nutzt nur die vorhandene Muskulatur besser. Der wesentliche Punkt aber ist, dass man durch das Training das perfekte Bewegungsmuster fühlt. Die meisten Leute bewegen sich im Alltag falsch. Wenn man die kräftemäßige Anforderung für eine Bewegung kontinuierlich steigert, kommt irgendwann eine Grenze. Eine leichte Hantel, die am Boden liegt, kann ich mit einem runden Rücken aufheben. Ab einer gewissen Gewichtsgrenze aber funktioniert das nicht mehr. Dann setzt ein reflexartiges Verhalten ein, bei dem man sich selbst zurechtrückt.

Und ich hole mir mit so schweren Gewichten keinen Kreuzschaden? Das glaubt fast jeder. Aber überlegen Sie mal, wie schwer der Alltag ist. Ein gutes Beispiel ist die Kniebeuge im Gehen. Nehmen wir eine 60 Kilogramm schwere Frau. Sie lernt durch das Training zunächst das richtige Bewegungsmuster in der Kniebeuge. Dann hat sie die theoretische Voraussetzung, um im Alltag bei jedem Beugen der Beine alles richtig zu machen. Aber: Jedes Mal, wenn diese Frau die Knie beugt, bewegt sie bei einem Eigengewicht von 60 Kilo pro Bein 30 Kilo. Wenn sie einen Schritt macht, belastet sie ein Bein mit ihrem vollen Körpergewicht. Deswegen reicht es für sie nicht aus, 30 Kilo zu heben. Die reale Belastungssituation im Alltag liegt ja bei 60.

Kann ich das auch in fortgeschrittenem Alter noch lernen? Ja, meine älteste Kundin ist 87 Jahre alt.

Es gibt einen Trend: „Strong is the new skinny.“ Stellen Sie auch fest, dass die Leute wieder mehr Kraft aufbauen wollen? Ja. Und das ist großartig. Auch Models sind meistens nicht nur dünn, sondern vor allem stark. Jemand, der wenig wiegt und keine Kraft hat, sieht nicht dünn aus, sondern klapprig. Deswegen finde ich diesen Trend super. Natürlich gibt es immer Übertreibungen. Es gibt auch Frauen und Männer, die trotz hoher Kraft vollkommen ausgehungert sind und es ans Limit treiben. Aber zumindest ist der Trend viel besser als der Magerwahn vor einigen Jahren. Das war eine Katastrophe. Manchmal kommt hier jemand herein und möchte eine Oberschenkellücke haben. Das ist aber ein klares Defizit der Beinmuskulatur. Bei Frauen würde das bedeuten, dass sie wahrscheinlich so wenig Fett haben, dass die Regel nicht mehr einsetzt.

Muss ich überhaupt noch einen anderen Sport machen, wenn ich Ihr Training absolviere? Fast nicht. Im Sport gibt es fünf grundlegende motorische Fähigkeiten: Kraft, Schnelkraft, Koordination, Beweglichkeit und Ausdauer. In den ersten vier ist man mit meinem Training gut. Außer eben der Ausdauer.

Also wäre Joggen eine sinnvolle Ergänzung? Genau. Durch das Training wird jeder sogar eine Ausdauer bekommen, die als viel besser empfunden wird, weil er jetzt richtige Bewegungsmuster nutzt. Krafttraining verbrennt auch mehr Fett als Ausdauertraining. Was Ausdauertraining besser kann, ist Stress zu reduzieren und Sauerstoff überall hinzubringen. Alles andere braucht man nicht. Man muss sich nicht mehr dehnen oder sonst pflegen. Man hat die Grundausstattung für ein normales Leben.

Die Fragen stellte Stefanie Schütte.

Arlow Pieniak und Martina Steinbach: „Typgerecht trainieren“, Südwest-Verlag, 192 Seiten, 19,99 Euro.

Katze

Überbeweglich, alle Gelenke sind instabil. Schlechtes Koordinationsvermögen wegen zu hoher Beweglichkeit, Füße nach innen geknickt. Katzen holen sich ihre Kraft fälschlicherweise aus dem Rücken statt aus der Hüfte.



Autor

Das Körperprofil gleicht einem Fragezeichen. Der Kopf befindet sich vor der Körperachse, Schultern sind nach vorne gerichtet, Schulterblätter stehen ab. Zu stark gekrümmte Brustwirbelsäule, Hohlkreuz.



Läufer

Läufertypen laufen tatsächlich gern. Oft sind sie schlank, haben ein festes Bindegewebe und lange Arme und Beine. Der Kopf ist meist zu stark nach vorne geschoben, die Schultern rotieren einwärts. Stark gekrümmte Brustwirbelsäule, Hohlkreuz.



Cowboy

Lässig und entspannt, auch in der Bewegung. Wenig Muskeltonus, lockeres Bindegewebe, nach innen rotierte Schultern. Geöffnete Rippen, Becken vor dem Brustkorb. Häufig haben Cowboys O-Beine.



Colaflasche

Lange Schlüsselbeine, schmale Taille, kurvig Becken. Das Becken ist zu stark aufgerichtet. Colaflaschen nutzen ihre Po- und Beinmuskulatur nicht richtig. Sie sind sehr beweglich und haben ein schwaches Bindegewebe.



„ÜBER GLÜCK UND UNGLÜCK ENTSCHEIDET KEINE SCHWARZE KATZE“



Ole Lynggaard erlernte zunächst das Handwerk des Goldschmieds in Dänemark und arbeitete dann in Schwäbisch Gmünd, Paris, New York, San Francisco und Fernost, bevor er 1962 nach Kopenhagen zurückkehrte und seine Schmuckmarke aufbaute. Dort ist Lynggaard, der heute 81 Jahre alt ist und sich seit 2008 Lieferant der dänischen Königsfamilie nennen darf, noch immer tätig, obwohl die Kinder längst die Geschäfte übernommen haben. Die Tochter ist Chefdesignerin, der Sohn Geschäftsführer.

Was essen Sie zum Frühstück?
Ich mag es gerne simpel: Joghurt, Saft und Tee. Nichts Schweres am frühen Morgen.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?
An erster Stelle steht die Qualität, nicht die Marke.

Hebt es Ihre Stimmung, wenn Sie einkaufen?
Nein, in dieser Hinsicht bin ich typisch männlich. Aber meine Frau besitzt viel Überzeugungskraft, sodass ich hin und wieder Spaß an neuen Sachen haben kann.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?
Ein Regenmantel von Sonia Rykiel, den habe ich vor 20 Jahren in Paris gekauft. Damit gehe ich immer noch auf Reisen. Er ist in optimalem Zustand.

Was war Ihre größte Modesünde?
So etwas gab es nie, dafür experimentiere ich zu wenig.

Tragen Sie zu Hause Jogginghosen?
Sportbekleidung ist für den Tennisplatz. Zu Hause trage ich Jeans und ein bequemes Oberteil.

Haben Sie Stil-Vorbilder?
Meine Tochter Charlotte.

Haben Sie jemals ein Kleidungs- oder Möbelstück selbst gemacht?
Noch nie.

Besitzen Sie ein komplettes Service?
Ja, mehrere. So etwas möchte man besitzen und verwenden. Ich mag gerne das Porzellan von Royal Copenhagen.

Mit welchem selbst zubereiteten Essen konnten Sie schon Freunde beeindrucken?
Ich koche gerne frischen Fisch, und den scheinen meine Gäste auch sehr gerne zu mögen. Aber noch wichtiger als das Essen ist mir bei Abendessen in größeren Runden die Atmosphäre: Allen soll es gut gehen.

Welche Zeitungen und Magazine lesen Sie?
Die großen dänischen Tageszeitungen, für Magazine habe ich kaum Zeit, außer auf Reisen. Etwas Interessantes steht immer im Bordmagazin der Fluggesellschaft SAS.

Welche Websites und Blogs lesen Sie?
Keine, ich gehöre zur analogen Generation. Natürlich bekomme ich Mails, aber ansonsten bin ich digital nicht so umtriebig.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?
Erst kürzlich, an meine Schwiegertochter zum Geburtstag. Ich schreibe zwar keine langen Briefe, aber dafür sind es viele, gerne auch mit einer Zeichnung zu den Zeilen, um die Botschaft noch besser zu vermitteln.

Welches Buch hat Sie am meisten beeindruckt?
Schöne Kunstbücher sind für mich wie Schätze.

Ihre Lieblingsvornamen?
Die Namen meiner Kinder – Charlotte und Søren – wären zu einfach. Aber ein Name ist ja vor allem ein Merkmal für eine Person und wächst deshalb mit ihr.

Ihr Lieblingsfilm?
„Ziemlich beste Freunde“ hat mich tief bewegt.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?
Ich genieße es schon, ein Auto zu besitzen, aber mein Verständnis von Freiheit ist größer als das.

Tragen Sie eine Uhr?
Ja, eine Rolex. Aber ich bin niemand, der eine ganze Sammlung braucht.

Fragen Sie Schmuck?
Ein paar Manschettenknöpfe und die Lederarmbänder mit Anhängern, die meine Tochter entworfen hat.

Haben Sie einen Lieblingsduft?
Ich trage nie Parfüm, in meiner Familie reagiert man auf Düfte sehr sensibel.

Was ist Ihr größtes Talent?
Zeichnen und Entwerfen, aber auch an Talent muss man arbeiten.

Was ist Ihre größte Schwäche?
Die Menschen, die mir besonders nahestehen.

Womit kann man Ihnen eine Freude machen?
Indem man mir mit Respekt begegnet.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?
Keines, dafür interessiere ich mich zu sehr für das Leben von anderen Menschen.

Sind Sie abergläubisch?
Nein, mal hat man Glück, mal Unglück. Das ist das Leben, und keine schwarze Katze wird es ändern.

Wo haben Sie Ihren schönsten Urlaub verbracht?
Der Ort ist egal, Hauptsache meine Frau, meine Kinder, Schwiegerkinder und Enkelkinder sind dabei.

Wo verbringen Sie Ihren nächsten Urlaub?
In Portugal, zum Tennisspielen mit guten Freunden.

Was trinken Sie zum Abendessen?
Ein Glas Rotwein. Das soll gut für die Gesundheit sein.

Aufgezeichnet von Jennifer Wiebking.

FOTO: PRIVAT

Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 28 internationaler Fotografie-Magazine

Alle Preise inkl. MwSt., zzgl. Versandkosten. Alle Rechte, Änderungen und Irrtümer vorbehalten. AVENSO GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin, Deutschland

© Objects by Vibierfe

**IHR FOTO HINTER
ACRYLGLAS**

ab **7,90 €**

Ihre schönsten Momente im Großformat. Galerie-Qualität von WhiteWall.

Ihre Fotografie hinter Acrylglas, gerahmt oder als Großabzug. Unsere Produkte sind „Made in Germany“ – profitieren Sie von mehr als 100 Testsiegen und Empfehlungen! Hochladen und Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone aus.



„ES IST WICHTIG,
STETS HART
AN SICH ZU ARBEITEN
UND SEINEN
EIGENEN WEG
ZU GEHEN.“

Angelique Kerber

ANGELIQUE KERBER
GRAND SLAM®-SIEGERIN IM TENNIS

INSPIRIEREND.

Bereits in ihrer frühesten Jugend beeindruckte sie durch ihre Willensstärke und eine unvergleichliche Arbeitsmoral. Trotz einiger Rückschläge zu Beginn ihrer Karriere hat sie nie auf ihre Kritiker gehört, sondern ihre Entschlossenheit und Liebe zum Spiel immer wieder neu entfacht. Dieser unbändige Wille und die beständige Leidenschaft brachten ihr 2016 zwei Grand Slam®-Titel und erstmals Platz eins der Weltrangliste ein. Rolex ist stolz auf die Zusammenarbeit mit Angelique Kerber, die mit ihrer Energie und Beharrlichkeit ein inspirierendes Vorbild für uns alle ist. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 36



ROLEX